



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 4 April 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, April 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



Aufruf zum 1. Mai 1960

Mit berechtigtem Stolz gedenken die in den Gewerkschaften vereinten Arbeiter, Angestellten und Beamten an diesem 1. Mai der vergangenen sieben Jahrzehnte gewerkschaftlicher Arbeit. Vor siebzig Jahren wurde zum ersten Male der Kampftag für die achtstündige Arbeitszeit in vielen Ländern eindrucksvoll begangen. Seitdem erneuerten die Gewerkschaften an jedem 1. Mai ihre Forderungen.

An diesem 1. Mai sind wir uns auch der Erfolge unserer gewerkschaftlichen Arbeit bewußt. Sie konnten nur errungen werden, weil Millionen von Gewerkschaftern Mühen und Opfer auf sich genommen haben und unbeirrbar ihren Weg durch Monarchie und Diktatur gegangen sind.

Seit der Einführung des Acht-Stunden-Tages haben die Rationalisierungsmethoden der Wirtschaft steigende Anforderungen an die Arbeitsleistung und an die Gesundheit der schaffenden Menschen gestellt. Das beschleunigte Arbeitstempo führt immer mehr zu vorzeitiger Erschöpfung und früher Berufsunfähigkeit. Jeder technische Fortschritt, der die Ergiebigkeit der gesellschaftlichen Arbeit steigert, muß aber zugleich einen sozialen Fortschritt bringen.

Darum hat der Deutsche Gewerkschaftsbund in seinem Aktionsprogramm die Forderung nach der Fünf-Tage-Woche bei vierzigstündiger Arbeitszeit erhoben. Wir sind bereits auf dem Wege zur Verwirklichung dieser Forderung, so sehr sich gewisse Unternehmergruppen dagegen stemmen. Ihre verkrampften Anstrengungen, die Erfüllung unserer Forderung zu verschleppen, werden ebenso erfolglos bleiben wie die ihrer Vorfahren, die den Acht-Stunden-Tag verhindern wollten.

Wenn auch die gewerkschaftliche Arbeit der verflossenen sieben Jahrzehnte reich an Erfolgen war, so stehen schon wieder neue und größere Aufgaben vor uns. Die Gewerkschaften müssen sich dagegen verwahren, daß an Stelle einer umfassenden Sozialreform der Versuch treten soll, die Gesundheitssicherung zu verschlechtern und den Arbeitnehmern zusätzliche Lasten aufzubürden.

Die Gewerkschaften warnen auch davor, ein Gesetz zu schaffen, das mit dem Vorwand eines Notstandes verfassungsmäßig gesicherte Freiheitsrechte einschränken und beseitigen soll.

Die Gewerkschaften schöpfen ihre Kraft zu ihrem erfolgreichen Wirken aus der Solidarität der Arbeitnehmer. Diese gewerkschaftliche Solidarität macht aber nicht an den Grenzen des eigenen Landes halt. Sie umfaßt die Arbeitnehmer aller Länder, die um eine gerechte Sozialordnung ringen.

Armut und Elend, Unfreiheit und soziale Ungerechtigkeit herrschen heute noch in vielen Ländern.

Die gewerkschaftliche Solidarität verpflichtet uns, den Arbeitnehmern und ihren Familien in diesen Entwicklungsländern zu helfen, ihre Armut zu überwinden und die Voraussetzungen für ein lebenswertes Dasein zu schaffen. Wir sollten stets der Erklärung der Vereinten Nationen eingedenk sein: „Wenn irgendwo Armut in der Welt herrscht, ist der Wohlstand überall gefährdet.“

Die gewerkschaftliche Hilfe muß vor allem den Arbeitnehmern jener Völker gewährt werden, die die Fesseln der Kolonialherrschaft zerbrochen haben und die nun bestrebt sind, sich auf Grund ihres Selbstbestimmungsrechts eine unabhängige und starke Gewerkschaftsbewegung, ein demokratisches Staatswesen und eine leistungsfähige Wirtschaft aufzubauen.

Sympathieerklärungen genügen nicht. Wir müssen tatkräftige Hilfe durch persönliche Opfer bringen.

Auch einem Teil unseres Volkes wird das Selbstbestimmungsrecht immer noch streitig gemacht. Wir erinnern die Großmächte von neuem an ihre gemeinsame Verpflichtung, die Einheit Deutschlands wiederherzustellen. Diese Verpflichtung ist bis heute nicht erfüllt.

Die Arbeitnehmer beider Teile Deutschlands erwarten von der Gipfelkonferenz, daß sie endlich die Grundlagen für eine Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit schafft.

An alle Arbeitnehmer — Arbeiter, Angestellte und Beamte — richtet der Deutsche Gewerkschaftsbund auch an diesem 1. Mai den Appell, die gewerkschaftlichen Reihen fester zu schließen und den gewerkschaftlichen Kampf unbeirrbar weiter zu führen für Wiederherstellung der deutschen Einheit, für sozialen Fortschritt und für eine gerechte Sozialordnung in allen Ländern.



Deutscher Gewerkschaftsbund

Bundesvorstand

Übt Solidarität der Gleichheit und der Freiheit!

Foto: Andre de Dienes (ONA)

Der DGB ruft auf:

Gegen Rassendiskriminierung und Sonderbehandlung in der Südafrikanischen Union



Seit vielen Jahren verfolgt die Regierung der Südafrikanischen Union eine Politik der Rassentrennung, die durch eine Sonderstellung die farbige Bevölkerung Südafrikas einer unwürdigen und den Grundsätzen der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ widersprechenden Behandlung unterwirft.

Infolge dieser Sonderbehandlung werden den afrikanischen Arbeitnehmern auch das Recht auf Kollektivverhandlungen und die Ausübung anderer gewerkschaftlicher Rechte versagt, die in allen freien Ländern eine wesentliche Voraussetzung einer freien und demokratischen Ordnung darstellen.

Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften – die weltumfassende Organisation freier Gewerkschaften – hat wiederholt die Regierung der Südafrikanischen Union aufgefordert, ihre Politik den Grundsätzen der Menschenrechte und der Gleichheit aller Menschen, ohne Unterschied der Rasse, der Farbe und des Glaubens, anzupassen. Bisher waren alle Mahnungen und Proteste ohne Erfolg.

Der 6. Weltkongreß des IBFG hat nunmehr beschlossen, als Zeichen des Protestes gegen diese unwürdigen Maßnahmen alle Mitgliedsorganisationen zu einem Verbraucherboycott Südafrikanischer Waren aufzufordern, um öffentlich und durch die Tat dem Abscheu gegen diese Politik der Rassendiskriminierung und der Verweigerung selbstverständlicher Rechte Ausdruck zu geben.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund als Mitglied des IBFG ruft alle Arbeiter, Angestellten und Beamten auf, diesem Rufe der Solidarität zu folgen.

Nicht nur Gewerkschafter geht es an, wenn Menschen ihrer Hautfarbe, ihres Glaubens oder ihrer Rasse wegen anders und schlechter als andere behandelt werden.

Nicht nur Gewerkschafter geht es an, wenn elementare demokratische Rechte Teilen eines Volkes oder dem ganzen Volke verweigert werden.

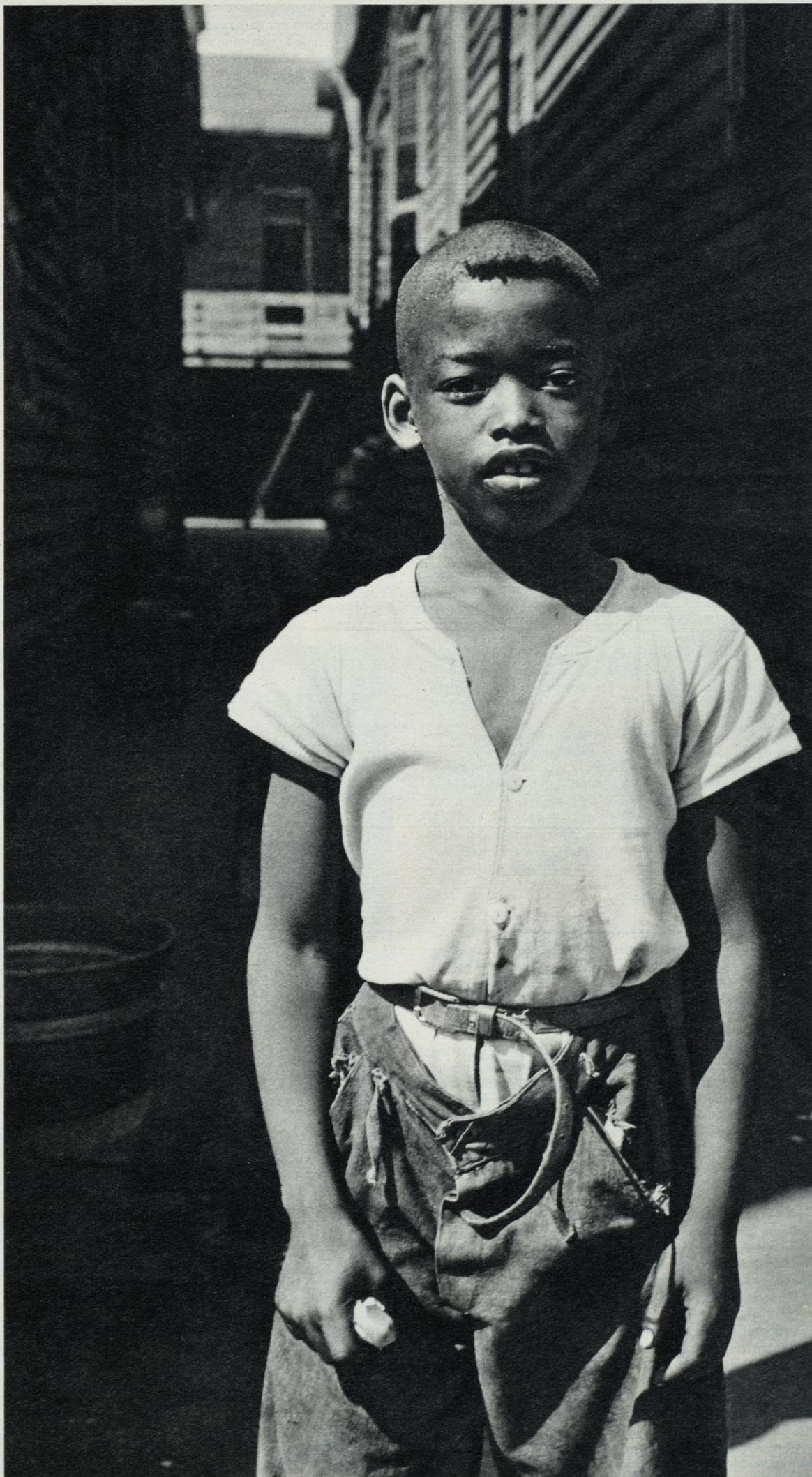
Wir Deutsche, die wir aus eigener jüngster Vergangenheit die Folgen der wahnwitzigsten Form des Rassenhasses und der Einschränkung demokratischer Freiheiten erfahren haben – wir, die wir noch heute mit den unseligen Restbeständen dieser Vergangenheit uns auseinandersetzen müssen –, gerade wir müssen in der ersten Reihe jener stehen, die dem Unrecht entgegenwirken, wo auch immer es sein Haupt erheben mag. Es geht uns alle an – ganz gleich, zu welcher Gruppe unserer Gesellschaft wir gehören. Es geht alle an, die es mit der Menschenwürde und der Demokratie ernst meinen, die die Vergangenheit nicht vergessen haben und die eine glückliche und friedliche Zukunft für alle wünschen, die Menschenantlitz tragen.

Deshalb rufen wir Euch auf:

Zeigt Euren Unwillen gegen diese unwürdige Politik!
Kauft im Monat April keine Waren, die aus der Südafrikanischen Union in der Bundesrepublik zum Verkauf in den Geschäften angeboten werden.

Einen Monat lang – vom 1. bis 30. April 1960 – beweist durch Euer Tun, daß unser Bekenntnis zu den Grundsätzen der Menschenrechte und der selbstverständlichen demokratischen Grundrechte mehr ist als nur Worte!

Übt die Solidarität der Gleichheit und der Freiheit!



Weltweite Solidarität ist notwendig!

Von Regina Kägi-Fuchsmann

Das heutige Weltgeschehen schreibt einen phantastischen Geschichts- und Geographieunterricht. Algerien – das ist nicht mehr irgendein Land, das man „in der Schule einmal gehabt hat“, sondern wir wissen es jetzt sehr genau: das ist die französische Provinz, die zwischen Tunesien und Marokko eingeklemmt am Nordrand von Afrika liegt und seit fünf Jahren in einem fürchterlichen Krieg um ihre Unabhängigkeit kämpft – und aus dem beinahe, beinahe Ende Januar ein Bürgerkrieg in Frankreich und sogar ein dritter Weltkrieg hätte werden können.

Und auch wo der belgische Kongo liegt, ist uns in den letzten Monaten sehr anschaulich geworden, weil auch dort die schwarzen Völkern um ihre Unabhängigkeit von der alten Kolonialmacht ringen, und zwar mit Erfolg. Und weil auch im Keniagebiet, im Njassaland und in Rhodesien ebenfalls alles in politischer Erregung kocht, während in Südafrika eine reaktionäre Regierung glaubt, eine überlebte Rassenpolitik durchführen zu können, schiebt sich dieser ganze ungeheure Kontinent sehr eindrücklich in unser Blickfeld.

Aber auch Asien wird uns sehr lebendig, viel lebendiger als es uns die besten Schulstunden darstellen könnten. Dafür sorgen die Chinesen mit ihrem Einfall in Tibet. Plötzlich tauchen Namen auf, von denen wir bis jetzt kaum etwas gehört haben: Sikkim, Bhutan, Nepal, Kaschmir. Eine neue, fremde Welt baut sich vor uns auf. Und es ist das 400-Millionen-Volk Indiens mit seinem Ministerpräsidenten Nehru, der das ungeheure Problem zu lösen versucht, durch Verhandlungen und ohne Krieg die größten politischen Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen und der gleichzeitig fast übermenschliche Anstrengungen macht, um sein Volk aus Hunger und unvorstellbarer Armut zu einer menschenwürdigen Existenz zu führen.

Mit dem Hinweis auf diese paar Beispiele ist der Geschichts- und Geographieunterricht, den uns Zeitung, Radio und Fernsehen täglich erteilen, noch lange nicht erschöpft. Wir erfahren nicht nur, daß in der ganzen farbigen Welt die Bevölkerung sich aus alten Abhängigkeiten zu befreien versucht, sondern, wenn wir uns Mühe geben und genau hinhören, erfahren wir auch die Ursachen dieser fieberhaften Erregung.

Zwei Gründe werden uns vor allem deutlich: das elementare Bedürfnis nach Selbstbestimmung, nach nationaler Einheit und Entwicklungsmöglichkeit. Und dann vor allem der Hunger. 1700 Millionen Menschen haben Hunger, dauernd Hunger, vom ersten Lebenstag bis zum vorzeitigen Erschöpfungstod. Kann man sich 1700 Millionen Menschen vorstellen? Wenn man alle diese armen Hungerleider mit einem Abstand von je fünfzig Zentimetern hintereinander stellte, würde sich eine Kette ergeben, die siebenundzwanzigmal um den Äquator reichte.

Hunger bedeutet Krankheit

Hunger bedeutet Krankheit, beschränkte Arbeitskraft, frühen Tod. Und damit wiederum Armut und Unwissenheit. Hunger ist Dynamit. Er ist der Motor, der zusammen mit dem überall erwachten Drang nach Selbständigkeit die ganze Menschheit in eine revolutionäre Bewegung hineingerissen hat, die das Bild der Welt vollständig zu ändern im Begriffe ist.

Es ist klar, daß die im Verhältnis zur gesamten Welt kleine Halbinsel, welche Europa darstellt, sich nicht abseits dieses Strudels halten kann. Sie ist mit dieser ganzen Entwicklung auf Gedeih und Verderben verbunden. Was tun? Versuchen, gegen diese revolutionären Wogen durch militärische Gewalt einen Damm aufzubauen wie in Algerien? Oder verhandeln und zur Zeit gewähren, was doch früher oder später gewährt werden muß, wie es Belgien mit den Kongostaaten, England mit Westafrika und Indien hielt?

So einfach diese Frage sich anhört, so kompliziert und verzwickelt ist ihre Beantwortung. Aber selbst wenn das politische Problem durch eine freiheitliche Regelung gelöst wäre, besteht der Hunger weiter. Und der Hunger mit all seinen Folgen von Krankheit, Armut und Verzweiflung muß gestillt werden, wenn die politische Befreiung einen Sinn haben soll.

Aus diesen Überlegungen heraus haben die Vereinten Nationen, deren vornehmstes und vordringlichstes Ziel die Bewahrung des Friedens ist, eine weltumspannende Hilfe organisiert, an der alle Mitgliedstaaten der UN beteiligt sind. Diese Hilfe will keine Almosen verteilen, sondern sie will das bessere technische Wissen der weißen Welt den Hungerländern – oder Entwicklungsländern, wie man sie nennt – zur Verfügung stellen. Sie will eine bessere Landwirtschaft lehren, durch Einführung moderner Geräte, Samenauslese, Schädlingsbekämpfung,

Entsumpfung und Bewässerung, vor allem aber auch durch Schulung der Bauernschaft. Sie will die industrielle und die gewerbliche Entwicklung fördern durch Heranbildung einer qualifizierten Arbeiterschaft, durch Bau von Kraftwerken, Hebung der Bodenschätze, Ausbildung wissenschaftlicher Kader; sie will die gesundheitliche Situation verbessern durch Bekämpfung der Massenkrankheiten wie Malaria, Tuberkulose, Aussatz, Pjan und andere Volksseuchen. Sie will Ärzte und Pflegepersonal ausbilden, damit nicht mehr auf 80000 Menschen ein einziger Arzt oder auf 120000 Frauen eine einzige Hebamme kommt! Sie rückt dem Analphabetismus zuleibe, denn 80 bis 90 v.H. dieser Menschen können nicht lesen und schreiben. Sie baut Straßen und Brücken, die eine Voraussetzung für jede wirtschaftliche Entwicklung sind.

Diese Art Hilfe wird „Technische Hilfe“ genannt, und weil sie im Rahmen der UN von vielen Staaten gemeinsam durchgeführt wird, heißt sie multilaterale Hilfe.

Ihr gegenüber steht die bilaterale Hilfe, womit der Einsatz eines Staates für einen anderen gemeint ist. Während für die multilaterale technische Hilfe rund 30 Millionen \$ sowie ab 1960 weitere 100 Millionen \$ zur Verfügung stehen, gibt die Deutsche Bundesrepublik pro Jahr 13,1 Millionen \$, die USA 390,5 Millionen für die bilaterale Hilfe aus.

Neben dieser staatlichen Hilfe hat sich aber in allen Ländern die Industrie für die Hilfeleistung eingesetzt. Sie bemüht sich, durch Entsendung von Technikern auf allen Gebieten sowie durch Erstellung ganzer Industrieanlagen die industrielle Entwicklung zu fördern.

Ist damit genug getan?

Genug ist nicht genug. Durch die Beiträge der Regierungen und der Industrie wird der einzelne Mensch nicht berührt. Er nimmt nicht Anteil; er gibt sich keine Rechenschaft über das

UNICEF-Foto

Geschehen in der Welt. Er wird nicht zur Solidarität über die Grenzen aufgerufen. Er läuft Gefahr, sich in seinem eigenen Wohlbefinden einzukapseln. Aber Vogel-Strauß-Politik ist keine Lösung. Wir leben in einer unteilbaren Welt – unteilbar im Guten wie im Schlimmen.

Neben vielen Organisationen kirchlicher und laizistischer Art wie die christliche Mission, die Quäker, der Internationale Zivildienst, die Near East Foundation, die Ford- und Rockefeller-Foundations, spielen der Internationale Bund freier Gewerkschaften und der Internationale Genossenschaftsbund eine bedeutende Rolle. In Zusammenarbeit mit ihren Landesorganisationen, also auch dem DGB und dem Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften, arbeiten sie vor allem auf dem gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Sektor, zum Beispiel durch Ausbildung von Gewerkschaftsfunktionären, durch Mithilfe beim Aufbau von Gewerkschaften; auf dem genossenschaftlichen Gebiet beraten sie die Regierungen bei der Entwicklung der Genossenschaftsgesetzgebung, helfen der Bevölkerung bei der Einrichtung von Produktiv- und Konsumgenossenschaften, vor allem bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung, um sie aus der Abhängigkeit der Großgrundbesitzer und Geldverleiher zu befreien. Diese Funktionen sind für den Aufbau einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung unerlässlich. Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen müssen die tragende Basis dieser neuen Wirtschaften sein, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß sie, wie vor 150 Jahren Europa, die Schrecken des Frühkapitalismus' durchmachen müssen. Damit würde, ganz abgesehen von allen menschlichen Erwägungen, die Gefahr verstärkt, daß diese Bevölkerungen, die mehr als zwei Drittel der ganzen Menschheit ausmachen, sich in der Verzweiflung dem Kommunismus in die Arme werfen. Seit dem Jahre 1952 haben sich in den skandinavischen Ländern und in der Schweiz nationale Hilfswerke gebildet, welche ihre Mittel zum größten Teil durch Sammlungen in der Bevölkerung aufbringen. Alle diese Hilfswerke haben das gemeinsame Doppelziel: ihre Landsleute über die heutige Weltlage aufzuklären und sie zu aktiver Mitarbeit aufzufordern.



Comet-Foto

Haben solche private Hilfswerke, die selbstverständlich mit viel kleineren Mitteln rechnen müssen als die intergouvernementalen Organisationen oder gar so mächtige Staaten wie Amerika oder England, überhaupt eine Berechtigung?

Rein rechnerisch gesehen bringen alle privaten, kirchlichen und nationalen Hilfswerke mehr Mittel zusammen als alle UN-Organisationen, sie verfügen gemeinsam über mehr einsatzbereite Menschen als die offiziellen Institutionen. Sie sind nicht mit einer großen, teuren Administration belastet und können darum viel billiger arbeiten. Sie sind weniger an tausend bürokratische und diplomatische Vorschriften gebunden; sie kommen mit den einzelnen Menschen meistens in engeren Kontakt als dies bei Großunternehmen der Fall ist. Und dies ist ein ganz wichtiger Punkt. Denn der tiefste Sinn der Technischen Hilfe ist neben der Notwendigkeit, die Lebenslage der farbigen Völker zu heben, vor allem der, die Haßgefühle abzubauen, die sie gegenüber den Weißen empfinden, neues Vertrauen aufzubauen, zu einer wirklichen menschlichen Begegnung in Freundschaft und absoluter Partnerschaft zu führen.

Beispiel in Nepal

Am Beispiel der Tätigkeit in Nepal des „Schweizerischen Hilfswerks für außereuropäische Gebiete“ soll mit wenigen Strichen gezeigt werden, wie Technische Hilfe angefaßt werden kann.

Nepal ist das Himalajaland. Es hat viele Alpweiden und einen ordentlichen Viehbestand. Aber es handelt sich um minderwertiges Vieh, weil der Nepalese weder Vieh- noch Alppflege kennt. Frischbutter und Käsefabrikation sind ihm unbekannt; da das Land keine Fahrstraßen, sondern nur schwer begehbbare Wege besitzt, kann die Frischmilch nicht dem Konsum in den Städten zugeführt werden. Eine richtige Milchwirtschaft aber kann diesem Bauernvolk eine ganz andere Existenzgrundlage verschaffen. So hat im Jahre 1953 ein Schweizer Milchfachmann angefangen, durch die Errichtung einer Milchsammelstelle die Bauern an die Lieferung sauberer Milch zu gewöhnen und einige von ihnen in der Bedienung moderner Molkereimaschinen zu unterrichten, den Transport der Milch in die Stadt zu organisieren. Und als er sah, wie gelehrig sich die Leute anstellten, wagte er einen weiteren Versuch und richtete mit außerordentlichen Schwierigkeiten in einem Hochtal, das bis zu einer Paßhöhe von 5000 Meter ansteigt, eine Käsefabrikation ein. Nach weiteren zwei Jahren wurde der Versuch in einer anderen Landgegend wiederholt; ein Kreis von Käsereien entstand; Nepalesen werden zu Käsern ausgebildet.

Wenn man gute Milch haben will, muß man für gutes Vieh sorgen. Darum wurde die erste Mitarbeitergruppe durch einen Viehzüchter vermehrt, der die Bauern seiner Umgebung die Alpwirtschaft lehrt, Versuchsfelder anlegt, moderne Geräte einführt und eine richtige Viehzuchtanstalt aufbaut.

Käse und Butter aus den Produktionsgebieten werden in vielen langen Tagesmärschen nach der Hauptstadt Kathmandu gebuckelt, wo sie zum Teil an die städtische Bevölkerung verkauft, zum Teil aber auch nach Indien abgesetzt werden, und so dem Land etwas von den so ungeheuer notwendigen Devisen einbringen. Um diesen Betrieb wirksam zu gestalten, war auch der Bau einer Zentralmolkerei in Kathmandu notwendig, dazu braucht es Architekten und Elektriker, die ihrerseits wieder Lehrlinge als Bauzeichner und Elektriker ausbilden. Den bei den Bauten benötigten Hilfskräften wird die Möglichkeit geboten, sich in der vom Schweizer Hilfswerk entwickelten Lehrwerkstätte zu Schlossern und Schmieden auszubilden.

So hat das kleine Häuflein Schweizer mit der Verbesserung der Milchwirtschaft das jahrhundertalte, vormittelalterliche Bauernwesen des Landes in Bewegung gebracht und damit sowohl den Bauern wie der Regierung gezeigt, wie mit wenig Mitteln die wirtschaftliche Lage verbessert werden kann. Wenn dann gleichzeitig durch die internationalen Organisationen, durch bilaterale und multilaterale Hilfe der Bau der Straßen, Brückenbau, die Erstellung von Kraftwerken, die Modernisierung der gesamten Staatsadministration, der Aufbau des Schul- und Gesundheitswesens in Angriff genommen werden, dann ist zu hoffen, daß in einigen Jahrzehnten dieses rückständige Bergland mit den anderen Ländern Asiens seinen Platz unter den modernen Staaten der Welt einnehmen wird. Weltweite technische Hilfe, in echter Partnerschaft, ohne Überheblichkeit und ohne Anspruch auf Dankbarkeit geboten, ist einer der Wege, die zum Frieden führen können. Sie ist darum die Aufgabe nicht eines Volkes, sondern aller Völker, nicht einer Partei, sondern aller Parteien, nicht einer Konfession, sondern aller Konfessionen. Sie ist die faszinierendste, aber auch die dringendste Aufgabe unseres Jahrhunderts.



Butterbrote

Von Gerd Angermann

In Deutschland – und sicher in anderen Gegenden unseres vielgeplagten Kontinents auch – haben einmal eine Menge Leute den heimlichen Schwur getan, nie mehr ein Stück Brot wegzuerfen, falls es jemals wieder mehr als fünfhundert Gramm pro Kopf und Woche geben sollte.

Und sie schworen nicht von ungefähr – nein, wahrhaftig nicht! Jeder von ihnen hatte schließlich einmal die Schulbank gedrückt und erinnerte sich in der Notzeit des Krieges an die vertrockneten Kanten im Fach seiner Bank, die bergweise hart und verschimmelt Jahr für Jahr den Weg alles Überflüssigen gewandert waren. Ich weiß nicht, wie viele von allen, denen der blanke Hunger damals den Wert des Brotes wieder ins rechte Bewußtsein rückte, später ihren Schwur gehalten haben. Aber ich weiß, daß die Schulbänke der Generation, die sich heute mit Karl dem Großen, mit dem pythagoreischen Lehrsatz und der zweiten mittelhochdeutschen Lautverschiebung plagt, schon wieder mit verschimmeltem Brot randvoll sind. Und ich schließe daraus, daß die Eltern leider vergessen haben, ihren Sprößlingen von jenem heimlichen Schwur der Kriegs- und Nachkriegszeit ebenso eindrucksvoll zu erzählen, wie von ihren Heldentaten an der Front oder von ihren bravourösen Transaktionen auf dem schwarzen Markt. Man sollte es nachholen, und zwar schleunigst.

Denn einer Erhebung zufolge werden heute in den Schulen der Bundesrepublik täglich dreihunderttausend Butterbrote weggeworfen. Zwar bezweifle ich ernsthaft, daß man sie aufs Stück genau gezählt hat. Auch dürften im Zeichen des Wirtschaftswunders sicher jeweils ein paar tausend Schmalz- und Wurststullen darunter sein. Aber schließlich ist die genaue Zahl hier ebenso unwichtig wie der Belag. Worauf es allein ankommt, ist das Faktum.

Es wird wieder Brot weggeworfen, achtlos liegengelassen, der Mülltonne überantwortet wie eine zerbrochene Schiefertafel oder ein ausgedientes Lineal. Keinen Hunger mehr, weg damit! So ist es doch?

Ich empfehle, dann lieber von vornherein weniger Stullen mitzunehmen oder gegebenenfalls Mitschüler zu fragen, ob sie nicht vielleicht noch Hunger haben. Übrigens kann man angebissenes Brot auch wieder mit nach Hause nehmen, denn Appetit ist erfahrungsgemäß ein Zustand, der sich in regelmäßigen Abständen immer wieder einstellt.

Behandelt Brot nicht schlechter, als ihr eure Detektiv- und Comic-Hefte behandelt, dann ist alles in Ordnung. Denn daß etwa dreihunderttausend solcher Hefte täglich in unseren Schulen achtlos liegengelassen oder weggeworfen würden, davon ist bis heute noch nichts bekannt geworden.

Das verbotene Lied

Erzählung von Heinrich Böll

Illustriert von Joachim Braatz

In der Heimat meines Großvaters lebten die meisten Menschen von der Arbeit in den Flachsbrechen. Seit fünf Generationen atmieten sie den Staub ein, der den zerbrochenen Stengeln entsteigt, liebten sich langsam dahinmorden, geduldige und fröhliche Geschlechter, die Ziegenkäse aßen, Kartoffeln, manchmal ein Kaninchen schlachteten; abends spannen und strickten sie in ihren Stuben, sangen, tranken Pfefferminztee und waren glücklich. Tagsüber brachen sie den Flachs in altertümlichen Maschinen, schutzlos dem Staub preisgegeben und der Hitze, die den Trockenöfen entströmte. In ihren Stuben stand ein einziges, schrankartiges Bett, das den Eltern vorbehalten war, und die Kinder schliefen ringsum auf Bänken. Morgens waren ihre Stuben vom Geruch der Brennsuppen erfüllt; an den Sonntagen gab es Sterz, und die Gesichter der Kinder röteten sich vor Freude, wenn an besonders festlichen Tagen sich der schwarze Eichelkaffee hell färbte, immer heller von der Milch, die die Mutter lächelnd in ihre Kaffeetöpfe goß.

Die Eltern gingen früh zur Arbeit, den Kindern war der Haushalt überlassen: sie fegten die Stube, räumten auf, wuschen das Geschirr und schälten Kartoffeln, kostbare gelbliche Früchte, deren dünne Schale sie vorweisen mußten, um den Verdacht möglicher Verschwendung oder Leichtfertigkeit zu zerstreuen.

Kamen die Kinder aus der Schule, mußten sie in die Wälder gehen und – je nach der Jahreszeit – Pilze sammeln und Kräuter: Waldmeister und Thymian, Kümmel und Pfefferminz, auch Fingerhut, und auch im Sommer, wenn sie das Heu von ihren mageren Wiesen geerntet hatten, sammelten sie die Heublumen. Einen Pfennig gab es fürs Kilo Heublumen, die in der Stadt in den Apotheken für zwanzig Pfennig das Kilo an nervöse Damen verkauft wurden. Kostbar waren die Pilze: sie brachten zwanzig Pfennig das Kilo und wurden in der Stadt in den Geschäften für eine Mark zwanzig gehandelt. Weit in die grüne Dunkelheit der Wälder krochen die Kinder im Herbst, wenn die Feuchtigkeit die Pilze aus dem Boden treibt, und fast jede Familie hatte ihre Plätze, an denen sie Pilze pflückte, Plätze, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergeflüstert wurden.

Die Wälder gehörten den Baleks, auch die Flachsbrechen, und die Baleks hatten im Heimatdorf meines Großvaters ein Schloß, und die Frau des Familienvorstandes jeweils hatte neben der Milchküche ein kleines Stübchen, in dem Pilze, Kräuter, Heublumen gewogen und bezahlt wurden. Dort stand auf dem Tisch die große Waage der Baleks, ein altertümliches, verschönerndes, mit Goldbronze bemaltes Ding, vor dem die Großeltern meines Großvaters schon gestanden hatten, die Körbchen mit Pilzen, die Papiersäcke mit Heublumen in ihren schmutzigen Kinderhänden, gespannt zusehend, wieviel Gewichte Frau Balek auf die Waage werfen mußte, bis der pendelnde Zeiger genau auf dem schwarzen Strich stand, dieser dünnen Linie der Gerechtigkeit, die jedes Jahr neu gezogen werden mußte. Dann nahm Frau Balek das große Buch mit dem braunen Lederrücken, trug das Gewicht ein und zahlte das Geld aus, Pfennige oder Groschen und sehr, sehr selten einmal eine Mark. Und als mein Großvater ein Kind war, stand dort ein großes Glas mit sauren Bonbons, von denen, die das Kilo eine Mark kosteten, und wenn die Frau Balek, die damals über das Stübchen herrschte, gut gelaunt war, griff sie in dieses Glas und gab jedem der Kinder einen Bonbon, und die Gesichter der Kinder röteten sich vor Freude, so wie sie sich röteten, wenn die Mutter an besonders festlichen Tagen Milch in ihre Kaffeetöpfe goß, Milch, die den Kaffee hell färbte, immer heller, bis er so blond war wie die Zöpfe der Mädchen.

Eines der Gesetze, die die Baleks dem Dorf gegeben hatten, hieß: Keiner darf eine Waage im Haus haben. Das Gesetz war schon so alt, daß keiner mehr darüber nachdachte, wann und warum es entstanden war, und es mußte geachtet werden, denn wer es brach, wurde aus den Flachsbrechen entlassen, dem wurden keine Pilze, kein Thymian, keine Heublumen mehr abgenommen, und die Macht der Baleks reichte so weit, daß auch in den Nachbardörfern niemand ihm Arbeit gab, niemand ihm die Kräuter des Waldes abkaufte. Aber seitdem die Großeltern meines Großvaters als kleine Kinder Pilze gesammelt, sie abgeliefert hatten, damit sie in den Küchen der reichen



Prager Leute den Braten würzten oder in Pasteten verbacken werden konnten, seitdem hatte niemand daran gedacht, dieses Gesetz zu brechen: fürs Mehl gab es Hohlmaße, die Eier konnte man zählen, das Gesponnene wurde nach Ellen gemessen, und im übrigen machte die altertümliche, mit Goldbronze verzierte Waage der Baleks nicht den Eindruck, als könne sie nicht stimmen, und fünf Geschlechter hatten dem auspendelnden schwarzen Zeiger anvertraut, was sie mit kindlichem Eifer im Walde gesammelt hatten.

Zwar gab es zwischen diesen stillen Menschen auch welche, die das Gesetz mißachteten, Wilderer, die begehrten, in einer Nacht mehr zu verdienen, als sie in einem ganzen Monat in der Flachsfabrik verdienen konnten, aber auch von diesen schien noch niemand den Gedanken gehabt zu haben, sich eine Waage zu kaufen oder sie zu basteln. Mein Großvater war der erste, der kühn genug war, die Gerechtigkeit der Baleks zu prüfen, die im Schloß wohnten, zwei Kutschen fuhren, die immer einem Jungen des Dorfes das Studium der Theologie im Prager Seminar bezahlten, bei denen der Pfarrer jeden Mittwoch zum Tarock war, denen der Bezirkshauptmann, das kaiserliche Wappen auf der Kutsche, zu Neujahr seinen Besuch abstattete, und denen der Kaiser zu Neujahr des Jahres 1900 den Adel verlieh.

Mein Großvater war fleißig und klug: er kroch weiter in die Wälder hinein, als vor ihm die Kinder seiner Sippe gekrochen waren, er drang bis in das Dickicht vor, in dem der Sage nach Bilgan, der Riese, hausen sollte, der dort den Hort der Balderer bewacht. Aber mein Großvater hatte keine Furcht vor Bilgan: er drang weit in das Dickicht vor, schon als Knabe, brachte große Beute an Pilzen mit, fand sogar Trüffel, die Frau Balek mit dreißig Pfennig das Pfund berechnete. Mein Großvater trug alles, was er den Baleks brachte, auf die Rückseite eines Kalenderblattes ein: jedes Pfund Pilze, jedes Gramm Thymian, und mit seiner Kinderschrift schrieb er rechts daneben, was er dafür bekommen hatte; jeden Pfennig kritzelte er hin, von seinem siebten bis zu seinem zwölften Jahr, und als er zwölf war, kam das Jahr 1900, und die Baleks schenkten jeder Familie im Dorf, weil der Kaiser sie geadelt hatte, ein Viertelpfund echten Kaffee, von dem, der aus Brasilien kommt; es gab auch Freibier und Tabak für die Männer, und im Schloß fand ein großes Fest statt; viele Kutschen standen in der Pappelallee, die vom Tor zum Schloß führt.

Aber am Tage vor dem Fest schon wurde der Kaffee ausgegeben in der kleinen Stube, in der seit fast hundert Jahren die Waage der Baleks stand, die jetzt Balek von Bilgan hießen, weil der Sage nach Bilgan, der Riese, dort ein großes Schloß gehabt haben soll, wo die Gebäude der Baleks stehen. Mein Großvater hat mir oft erzählt, wie er nach der Schule dort hinging, um den Kaffee für vier Familien abzuholen: für die Cechs, die Weidlers, die Vohlas und für seine eigene, die Brüchers. Es war der Nachmittag vor Silvester: die Stuben mußten geschmückt, es mußte gebacken werden, und man wollte nicht vier Jungen entbehren, jeden einzeln den Weg ins Schloß machen zu lassen, um ein Viertelpfund Kaffee zu holen.

Und so saß mein Großvater auf der kleinen, schmalen Holzbank im Stübchen, ließ sich von Gertrud, der Magd, die fertigen Achtelkilopakete Kaffee vorzählen, vier Stück, und blickte auf die Waage, auf deren linker Schale der Halbkilostein liegend geliebt war; Frau Balek von Bilgan war mit den Vorbereitungen fürs Fest beschäftigt. Und als Gertrud nun in das Glas mit den sauren Bonbons greifen wollte, um meinem Großvater

eines zu geben, stellte sie fest, daß es leer war: es wurde jährlich einmal neu gefüllt, faßte ein Kilo von denen zu einer Mark.

Gertrud lachte, sagte: „Warte, ich hole die neuen“, und mein Großvater blieb mit den vier Achtelkilopaketen, die in der Fabrik verpackt und verklebt waren, vor der Waage stehen, auf der jemand den Halbkilostein liegengelassen hatte, und mein Großvater nahm die vier Kaffeepakete, legte sie auf die leere Waagschale, und sein Herz klopfte heftig, als er sah, wie der schwarze Zeiger der Gerechtigkeit links neben dem Strich hängen blieb, die Schale mit dem Halbkilostein unten blieb und das halbe Kilo Kaffee ziemlich hoch in der Luft schwebte; sein Herz klopfte heftiger, als wenn er im Walde hinter einem Strauch gelegen, auf Bilgan, den Riesen, gewartet hätte, und er suchte aus seiner Tasche Kieselsteine, wie er sie immer bei sich trug, um mit der Schleuder nach den Spatzen zu schießen, die an den Kohlpflanzen seiner Mutter herumpickten – drei, vier, fünf Kieselsteine mußte er neben die vier Kaffeepakete legen, bis die Schale mit dem Halbkilostein sich hob und der Zeiger endlich scharf über dem schwarzen Strich lag. Mein Großvater nahm den Kaffee von der Waage, wickelte die fünf Kieselsteine in sein Sacktuch, und als Gertrud mit der großen Kilotüte voll saurer Bonbons kam, die wieder für ein Jahr reichen mußte, um die Röte der Freude in die Gesichter der Kinder zu treiben, als Gertrud die Bonbons rasselnd ins Glas schüttete, stand der kleine blasse Bursche da, und nichts schien sich verändert zu haben. Mein Großvater nahm nur drei von den Paketen, und Gertrud blickte erstaunt und erschreckt auf den blassen Jungen, der den sauren Bonbon auf die Erde warf, ihn zertrat und sagte: „Ich will Frau Balek sprechen.“

„Balek von Bilgan, bitte“, sagte Gertrud.

„Gut, Frau Balek von Bilgan“, aber Gertrud lachte ihn aus, und er ging im Dunkeln ins Dorf zurück, brachte den Cechs, den Weidlers, den Vohlas ihren Kaffee und gab vor, er müsse noch zum Pfarrer.

Aber er ging mit seinen fünf Kieselsteinen im Sacktuch in die dunkle Nacht. Er mußte weit gehen, bis er jemand fand, der eine Waage hatte, eine haben durfte; in den Dörfern Blaugau und Bernau hatte niemand eine, das wußte er, und er schritt durch sie hindurch, bis er nach zweistündigem Marsch in das kleine Städtchen Dielheim kam, wo der Apotheker Honig wohnte. Aus Honigs Haus kam der Geruch frischgebackener Pfannkuchen, und Honigs Atem, als er dem verfrorenen Jungen öffnete, roch schon nach Punsch, und er hatte die nasse Zigarre zwischen seinen schmalen Lippen, hielt die kalten Hände des Jungen einen Augenblick fest und sagte: „Na, ist es schlimmer geworden mit der Lunge deines Vaters?“ „Nein, ich komme nicht um Medizin, ich wollte...“ Mein Großvater nestelte sein Sacktuch auf, nahm die fünf Kieselsteine heraus, hielt sie Honig hin und sagte: „Ich wollte das gewogen haben.“ Er blickte ängstlich in Honigs Gesicht, aber als Honig nichts sagte, nicht zornig wurde, auch nicht fragte, sagte mein Großvater: „Es ist das, was an der Gerechtigkeit fehlt“, und mein Großvater spürte jetzt, als er in die warme Stube kam, wie naß seine Füße waren. Der Schnee war durch die schlechten Schuhe gedrungen, und im Wald hatten die Zweige den Schnee über ihn geschüttelt, der jetzt schmolz, und er war müde und hungrig und fing plötzlich an zu weinen, weil ihm die vielen Pilze einfielen, die Kräuter, die Blumen, die auf der Waage gewogen worden waren, an der das Gewicht von fünf Kieselsteinen an der Gerechtigkeit fehlte. Und als Honig, den Kopf schüttelnd, die fünf Kieselsteine in der Hand, seine Frau rief, fielen meinem Großvater die Geschlechter seiner Eltern,

seiner Großeltern ein, die alle ihre Pilze, ihre Blumen auf der Waage hatten wiegen lassen müssen, und es kam über ihn wie eine große Woge von Ungerechtigkeit, und er fing noch heftiger an zu weinen, setzte sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, auf einen der Stühle in Honigs Stube, übersah den Pfannkuchen, die heiße Tasse Kaffee, die die gute und dicke Frau Honig ihm vorsetzte, und hörte erst auf zu weinen, als Honig selbst aus dem Laden vorne zurückkam und, die Kieselsteine in der Hand schüttelnd, leise zu seiner Frau sagte: „Fünfeinhalb Deka, genau.“

Mein Großvater ging die zwei Stunden durch den Wald zurück, ließ sich prügeln zu Hause, schwieg, als er nach dem Kaffee gefragt wurde, sagte kein Wort, rechnete den ganzen Abend an seinem Zettel herum, auf dem er alles notiert hatte, was er der jetzigen Frau Balek geliefert hatte, und als es Mitternacht schlug, vom Schloß die Böller zu hören waren, im ganzen Dorf das Geschrei, das Klappern der Rasseln erklang, als die Familie sich geküßt, sich umarmt hatte, sagte er in das folgende Schweigen des neuen Jahres hinein: „Baleks schulden mir achtzehn Mark und zweiunddreißig Pfennig.“ Und wieder dachte er an die vielen Kinder, die es im Dorf gab, dachte an seinen Bruder Fritz, der viele Pilze gesammelt hatte, an seine Schwester Ludmilla, dachte an die vielen hundert Kinder, die alle für die Baleks Pilze gesammelt hatten, Kräuter und Blumen, und er weinte diesmal nicht, sondern erzählte seinen Eltern, seinen Geschwistern von seiner Entdeckung.

Als die Baleks von Bilgan am Neujahrstage zum Hochamt in die Kirche kamen, das neue Wappen – einen Riesen, der unter einer Fichte kauert – schon in Blau und Gold auf ihrem Wagen, blickten sie in die harten und blassen Gesichter der Leute, die alle auf sie starrten. Sie hatten im Dorf Girlanden erwartet, am Morgen ein Ständchen, Hochrufe und Heilrufe, aber das Dorf war wie ausgestorben gewesen, als sie hindurchfuhren, und in der Kirche wandten sich die Gesichter der blassen Leute ihnen zu, stumm und feindlich, und als der Pfarrer auf die Kanzel stieg, um die Festpredigt zu halten, spürte er die Kälte der sonst so stillen und friedlichen Gesichter, und er stoppelte mühsam seine Predigt herunter und ging schweißtriefend zum Altar zurück. Und als die Baleks von Bilgan nach der Messe die Kirche wieder verließen, gingen sie durch ein Spalier stummer, blasser Gesichter. Die junge Frau Balek von Bilgan aber blieb vorne bei den Kinderbänken stehen, suchte das Gesicht meines Großvaters, des kleinen blassen Franz Brücher, und fragte ihn in der Kirche: „Warum hast du den Kaffee für deine Mutter nicht mitgenommen?“ Und mein Großvater stand auf und sagte: „Weil Sie mir noch so viel Geld schulden wie fünf Kilo Kaffee kosten.“ Und er zog die fünf Kieselsteine aus seiner Tasche, hielt sie der jungen Frau hin und sagte: „So viel, fünf-einhalb Deka, fehlen auf ein halbes Kilo an Ihrer Gerechtigkeit“; und noch ehe die Frau etwas sagen konnte, stimmten die Männer und Frauen in der Kirche das Lied an: „Gerechtigkeit der Erden, o Herr, hat Dich getötet...“

Während die Baleks in der Kirche waren, war Wilhelm Vohla, der Wilderer, in das kleine Stübchen eingedrungen, hatte die Waage gestohlen und das große, dicke, in Leder eingebundene Buch, in dem jedes Kilo Pilze, jedes Kilo Heublumen, alles eingetragener war, was von den Baleks im Dorf gekauft worden war, und den ganzen Nachmittag des Neujahrstages saßen die Männer des Dorfes in der Stube meiner Urgroßeltern und rechneten, rechneten ein Zehntel von allem, was gekauft worden – aber als sie schon viele tausend Taler errechnet hatten und noch immer nicht zu Ende waren, kamen die Gendarmen des Bezirkshauptmanns, drängend schießend und stechend in die Stube meines Urgroßvaters ein und holten mit Gewalt die Waage und das Buch heraus. Die Schwester meines Großvaters wurde getötet dabei, die kleine Ludmilla, ein paar Männer verletzt, und einer der Gendarmen wurde von Wilhelm Vohla, dem Wilderer, erstochen.

Es gab Aufruhr nicht nur in unserem Dorf, auch in Blaugau und Bernau, und fast eine Woche lang ruhte die Arbeit in den Flachsfabriken. Aber es kamen sehr viele Gendarmen, und die Männer und Frauen wurden mit Gefängnis bedroht, und die Baleks zwangen den Pfarrer, öffentlich in der Schule die Waage vorzuführen und zu beweisen, daß der Zeiger der Gerechtigkeit richtig auspendelte. Und die Männer und Frauen gingen wieder in die Flachsbrechen – aber niemand ging in die Schule, um den Pfarrer anzusehen: er stand ganz allein da, hilflos und traurig mit seinen Gewichtssteinen, der Waage und den Kaffeetüten.

Und die Kinder sammelten wieder Pilze, sammelten wieder Thymian, Blumen und Fingerhut, aber jeden Sonntag wurde in der Kirche, sobald die Baleks sie betreten, das Lied angestimmt: „Gerechtigkeit der Erden, o Herr, hat Dich getötet“ bis der Bezirkshauptmann in allen Dörfern austrommeln ließ, das Singen dieses Liedes sei verboten.

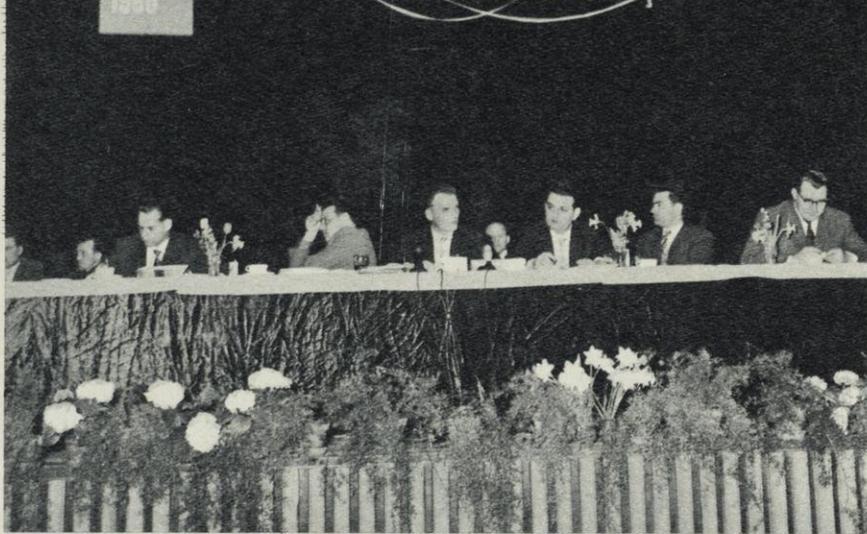
Die Eltern meines Großvaters mußten das Dorf verlassen, das frische Grab ihrer kleinen Tochter; sie wurden Korbflechter, blieben an keinem Ort lange, weil es sie schmerzte, zuzusehen, wie in allen Orten das Pendel der Gerechtigkeit falsch ausschlug. Sie zogen hinter dem Wagen, der langsam über die Landstraße kroch, ihre magere Ziege mit, und wer an dem Wagen vorbeikam, konnte manchmal hören, wie drinnen gesungen wurde: „Gerechtigkeit der Erden, o Herr, hat Dich getötet.“ Und wer ihnen zuhören wollte, konnte die Geschichte hören von den Baleks von Bilgan, an deren Gerechtigkeit ein Zehntel fehlte. Aber es hörte ihnen fast niemand zu.



Dich ruft die Zeit

5. gewerkschaftsjugendtag
1960

INDUSTRIEGEWERKSCHAFT BERGBAU



Dich ruft die Zeit! Unter diesem Wahlspruch stand die 5. Jugendkonferenz der IG Bergbau in Gelsenkirchen. Wozu die Zeit ruft, darauf gaben die jungen Delegierten eine Antwort. Sie riefen Bundestag und Regierung an, endlich, nach zehn Jahren, ein zeitgemäßes Jugendarbeitsschutzgesetz zu verabschieden – und nicht nur ein neues, sondern ein besseres Gesetz, das den jungen Menschen in seiner harten Arbeit wirklich schützt. Sie riefen die Unternehmer an, den Bergbau sozial so zu gestalten, daß die Arbeit für junge Menschen auch einen Anreiz biete. Die Jungen erinnerten daran, daß Zehntausende von jungen Bergarbeitern abgewandert sind und die Gefahr besteht, daß, auf die Dauer gesehen, der Bergbau ohne Nachwuchs sein wird, wenn die Arbeits- und Lohnbedingungen nicht weit besser werden, als sie heute sind.

Die Forderungen der jungen Bergarbeiter faßte der Vorsitzende der IG Bergbau, Heinrich Guthermuth, in seiner Rede bei der Eröffnungsfest der Jugendkonferenz in sieben Punkten zusammen:

Tarifliche Sicherung des Knappenlohnes bis zur Vollendung des 20. Lebensjahres.

Beseitigung der Altersabschläge bei den Tariflöhnen nach Vollendung des 20. Lebensjahres.

Anrechnung der Berufstätigkeit der Jahre vor Vollendung des 16. Lebensjahres hinsichtlich der Urlaubsdauer.

Angleichung der Lehrlingsvergütungen für Handwerkerlehrlinge im Falle der Untertagebeschäftigung an die Lehrlingsvergütungen der Berglehrlinge.

Neuregelung der Löhne für Meisterhauer gemäß ihren tatsächlichen Aufgaben und ihrer großen Verantwortung.

Erhöhung des Tarifurlaubs für Jugendliche über Tage auf 24 Tage und für unter Tage auf 28 Tage.

Grundsätzliches Verbot der Lesebandarbeit für Jugendliche unter 18 Jahren und eine tarifliche Regelung, um den vorerst noch am Leseband beschäftigten Jugendlichen neben den gesetzlichen Pausen angemessene zusätzliche Pausen zu sichern.

Aber es waren nicht nur die sozialen und wirtschaftlichen Themen, die auf der Konferenz diskutiert wurden. Nicht umsonst hatte der 2. Vorsitzende der IG Bergbau, Fritz Dahlmann, den jungen Delegierten zugerufen: „Wir haben uns für den notwendigen Weg zum Menschen und zur Menschlichkeit, zur demokratischen Ordnung und zur sinnvollen Gestaltung des Lebens um des Menschen willen entschieden. Damit legen wir gleichzeitig ein Bekenntnis ab zur Politik als bewußte Gestaltung menschenwürdigen Lebens. Die unpolitische Haltung ist eine Gefahr. Es gibt keine Welt ohne politische Entscheidungen.“

Er konnte das sagen, weil er vor einer Jugend stand, die sich ihrer politischen Aufgabe durchaus bewußt ist. Man hätte wünschen mögen, daß viel mehr Menschen die politischen Diskussionen dieser Jugendkonferenz gehört hätten. Da war nicht nur Klarheit über das politische Geschehen, sondern da war auch der Wille und das nicht zu unterschätzende Vermögen dieser Jugend, andere Meinungen anzuhören und mit stichhaltigen Argumenten die Auseinandersetzungen zu führen. Das machte diese Konferenz nicht nur lehrreich, sondern auch schön und würdig.

Es war selbstverständlich, daß die Delegierten zur Frage der Wiedervereinigung Stellung nahmen. Selbstverständlich, daß sie erneut Stellung nahmen zur Kontaktaufnahme mit der Jugend in der Ostzone unseres Landes – und traurig feststellen mußten, daß die Machthaber von drüben aber auch jeden Kontakt unmöglich machen. Selbstverständlich war, daß sie die atomare Aufrüstung der Bundesrepublik ablehnten, ja, darüber hinaus, jeden Wehrbeitrag. Sie entschlossen sich aber, die jungen Kollegen, die zum Wehrdienst eingezogen werden, nicht allein zu lassen, sondern den Kontakt mit ihnen zu pflegen. Hart und lange wurde über den Wehrbeitrag diskutiert, aber er wurde schließlich gegen 12 Stimmen abgelehnt. Es gibt Menschen, die das als Verstocktheit und Kurzsichtigkeit bezeichnen, aber man sollte sich von der Gegenseite auch darüber klar sein, daß aus dieser Haltung eine Gesinnung spricht, die von der traurigen Vergangenheit geprägt wurde. Er wäre zu einfach, wenn man diese Jugend als vom Osten gegängelt bezeichnen wollte. Sie hat sich klar gegen jedes autoritäre Regime ausgesprochen, sie hat sich zur Demokratie bekannt, aber sie ist der Meinung, daß die soziale und erzieherische Aufrüstung auch heute noch im Vordergrund zu stehen hat. Diese Jugend lehnt den Wehrbeitrag ab – es ist ihr demokratisches Recht.

Wenn die Delegierten sich gegen den Antisemitismus aussprachen, ganz junge Delegierte aufstanden und gegen ehemalige Nazis polemisierten, die heute wieder hohe Stellungen in der Bundesrepublik haben, ja, selbst in der Regierung sitzen – wer wollte nicht froh darüber sein, wenn sie ihre Stimmen erheben. Es ist ihre demokratische Pflicht. Diese Jugend bekannte sich zu friedlichen Regelungen der brennenden Probleme. Sie tat es ernst und würdig, aber auch mit Entschlossenheit. Viele Gäste aus Regierung, Bergbaubehörden, aus den Bergarbeiterverbänden des Auslands wohnten den Beratungen der Jugend bei und waren beeindruckt von der Fairneß und Entschiedenheit dieser jungen Bundesrepublikaner, die eine schwere Arbeit tagtäglich leisten, deren Geist aber lebendig genug ist, um die politischen Ereignisse zu verfolgen, sich



Heinrich Guthermuth, Vorsitzender der IG Bergbau, faßte die Forderungen der Jugend in sieben Punkten zusammen.



Fritz Dahlmann, 2. Vorsitzender der IG Bergbau, gab der Jugend den Rat, sich um die Politik zu kümmern.



Gitarren- und Mandolinenkonzert bei der Feierstunde am Samstag

Fotos: Udo Hoffmann

Ideale zu bewahren und Toleranz aufzubringen, um den, der anderer Meinung ist, in Ruhe anzuhören.

Und der Mann, der am Ende der Tagung sprach und die Jugend zu ihrer politischen Aufgabe aufrief, Waldemar von Knoeringen, hatte es nicht schwer, um sie in ihrem Kern anzurühren. Hier war der Boden vorbereitet durch eine gute und intensive politische Erziehungsarbeit. Er rief auf zur Arbeit an einer Welt des wirklichen Humanismus. Daß er gerade bei der am schwersten arbeitenden Jugend so viel Verständnis, guten Willen, Entschiedenheit und Zustimmung fand, wer wollte sich nicht darüber freuen.

Zur Eröffnung der Konferenz wurde Musik gemacht und ein Spiel gegen den Atomkrieg aufgeführt, das von Horst Niggemeier geschrieben wurde. Und Lieder wurden gesungen. Eines hatte den Refrain: „Denn die Kraft, die uns verbindet, ist die Solidarität!“ Sie zog durch alle Stunden dieser Konferenz der jungen Bergarbeiter.

Hadobu





119 männliche Delegierte und ein Mädchen

Es wird oft abgestimmt



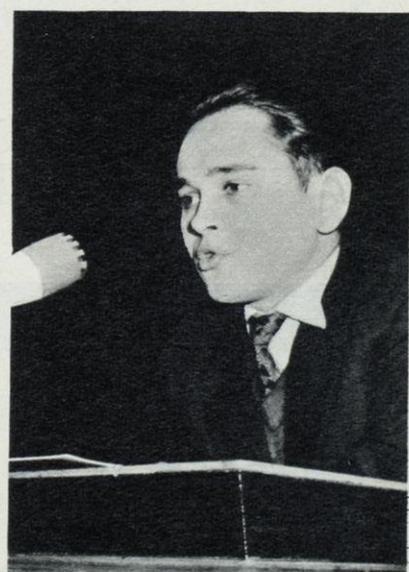
Noch jung, aber er weiß, was er für ein menschenwürdiges Leben von der Gesellschaft zu fordern hat

Bochumer Delegierte

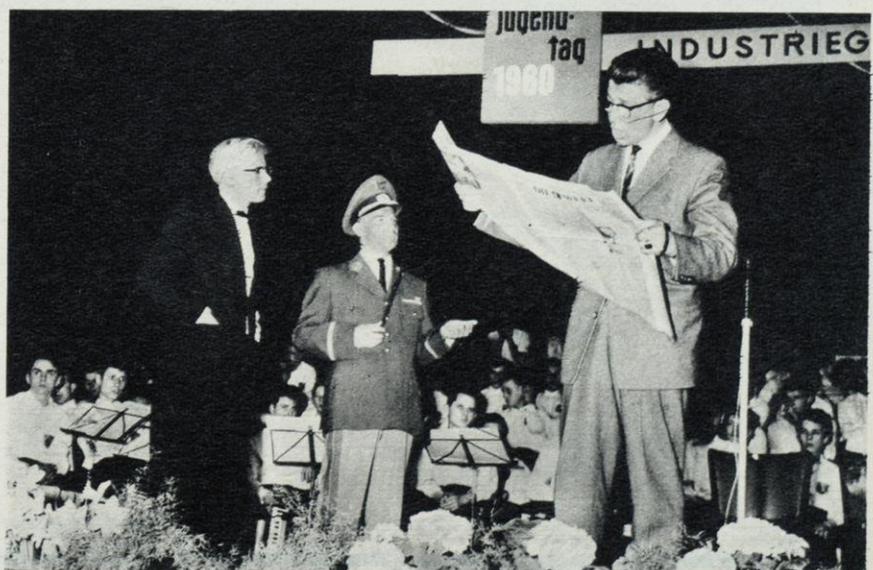


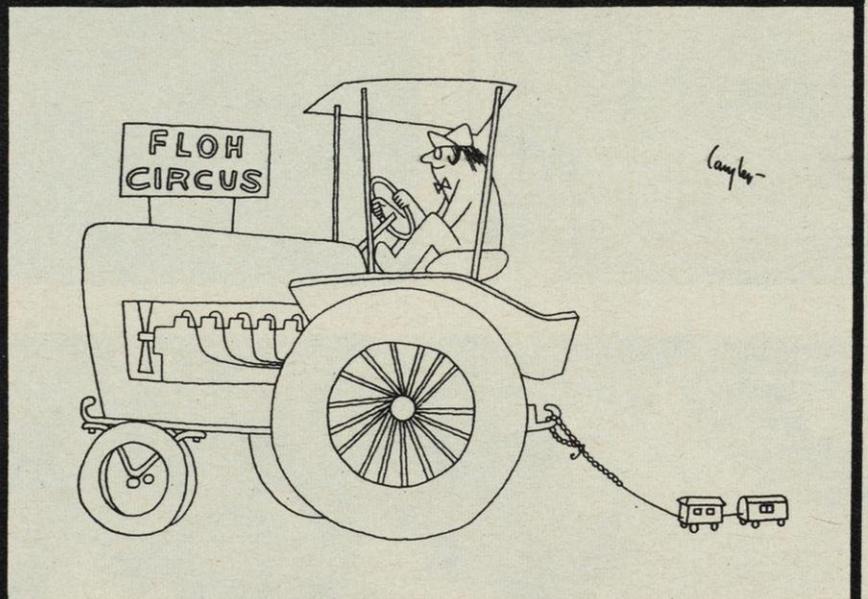
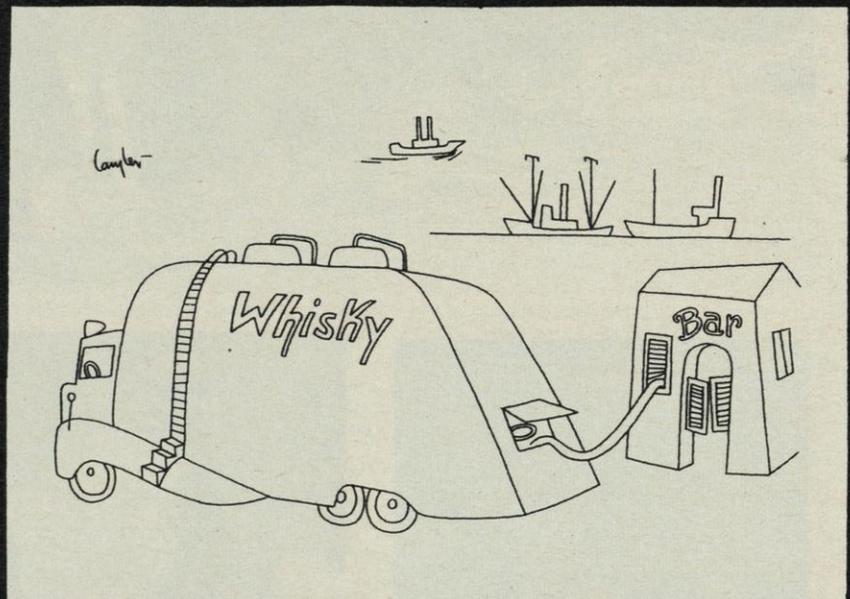
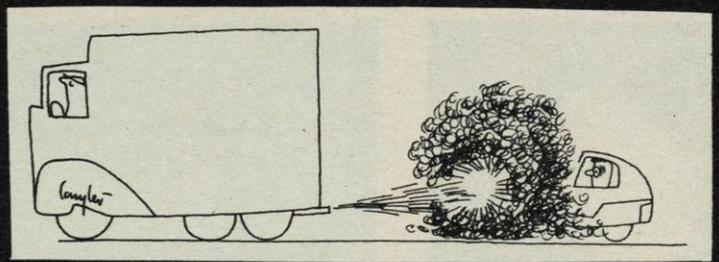
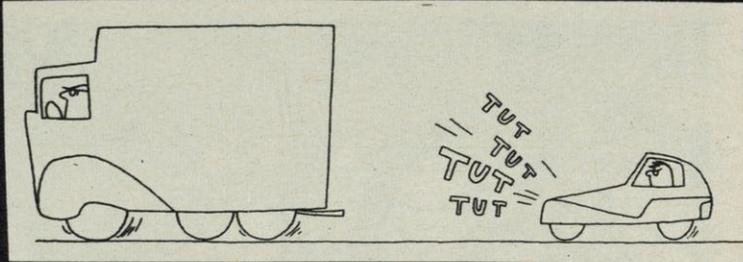
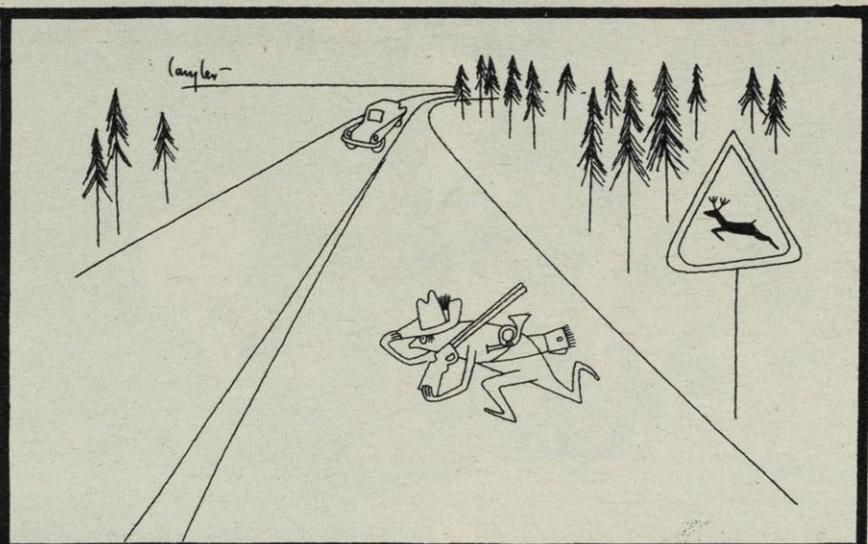
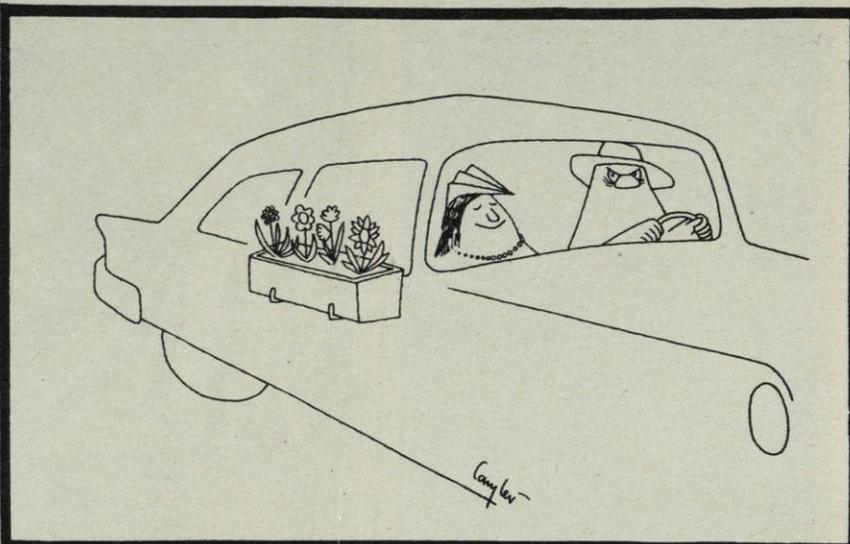
Einer der jüngsten Delegierten am Rednerpult

Szene aus dem Spiel gegen den Atomtod von Horst Niggemeier

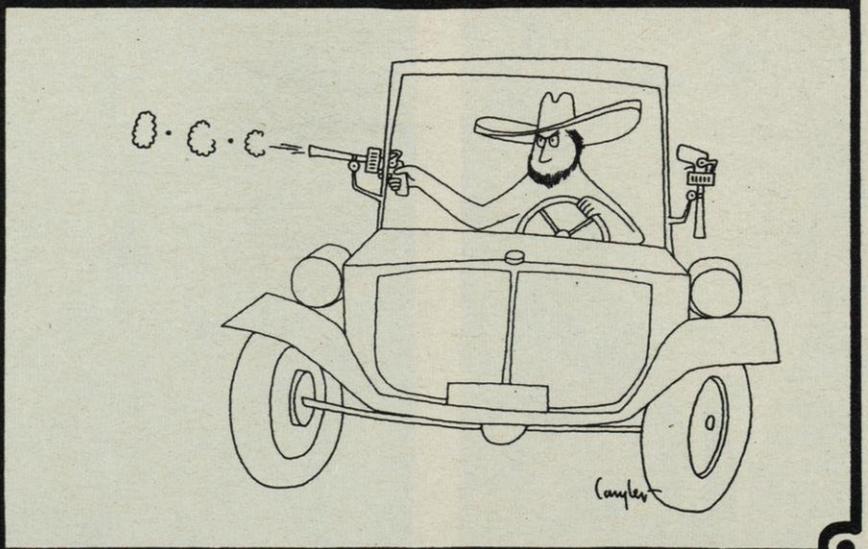
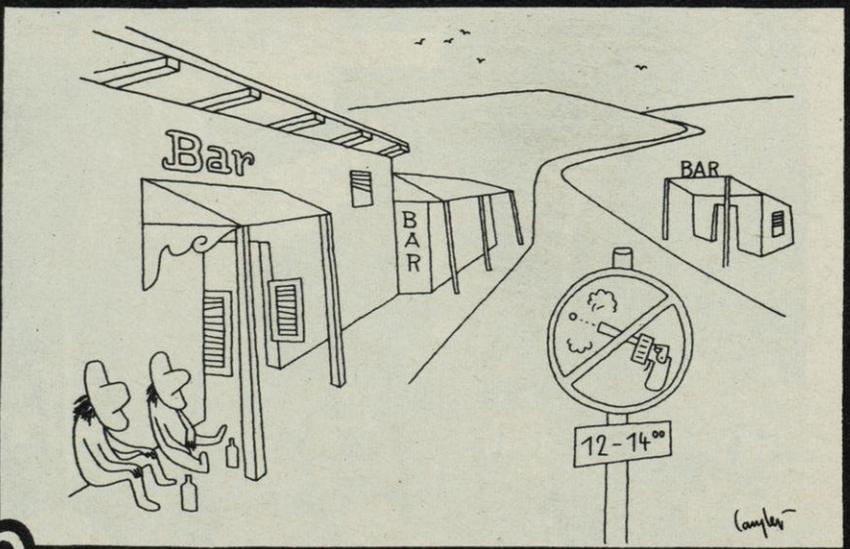
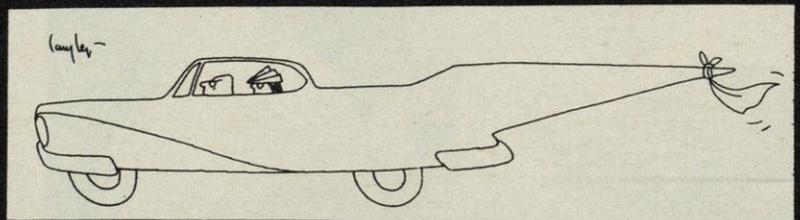


Waldemar von Knoeringen bei seiner Rede an die Jugend





Canzler's
verkehrter Verkehr



Der Komponist und das Maschinenzeitalter

Von George Gershwin

George Gershwin ist der Komponist der Negeroper „Porgy und Bess“. Über den Film, der nach der Oper gedreht wurde und jetzt in München seine deutsche Uraufführung erlebte, berichten wir auf den nächsten Seiten



Fraglos ist die moderne Musik Amerikas von der modernen Musik Europas beeinflusst worden. Es scheint mir jedoch, daß moderne europäische Komponisten ihrerseits Anregungen, Rhythmen und Impulse vom Amerika des Maschinenzeitalters empfangen haben. Sie besitzen im Hinblick auf musikalische Technik eine viel ältere Tradition, die ihnen dazu verholfen hat, das aus Amerika stammende Denken etwas klarer in musikalische Form zu bringen. Sie können sich geläufiger ausdrücken.

Das Maschinenzeitalter hat sozusagen alles beeinflusst. Ich meine nicht nur die Musik, sondern alles, von den Künsten bis zum Finanzwesen. Die Maschine hat unser Zeitalter weniger in der Form beeinflusst als in Tempo, Geschwindigkeit und Ton. Sie hat den Ton beeinflusst, wo immer Komponisten neue Instrumente benutzen, um ihre Aspekte nachzuahmen. In meinem „Ein Amerikaner in Paris“ benutzte ich vier Autohupen zwecks musikalischer Wirkung. George Antheil hat von allem und jedem Gebrauch gemacht, von Flugzeugpropellern, Türklingeln, Schreibmaschinentasten und so fort. Auch mittels der alten Instrumente konnten wir moderne Wirkungen erzielen. Man nehme eine Komposition wie Honeggers „Pacific Nr. 231“, die einer Dampfmaschine gewidmet ist. Sie gibt die ganze Wirkung einer haltenden und abfahrenden Eisenbahn wieder, und alles ist mit bekannten Instrumenten gemacht.

In der Musik gibt es nur etwas Wichtiges, nämlich Einfälle und Gefühl. Die verschiedenen Tonalitäten und Töne bedeuten nichts, wenn sie nicht aus Ideen erwachsen. Nicht viele Komponisten haben Einfälle. Die meisten verstehen sich darauf, absonderliche Instrumente zu benutzen, die keine Ideen erfordern. Wer begeisternde Ideen hat, der wird die große Musik unserer Zeit schreiben. Wir pflügen den Boden für den Genialen, der vielleicht schon da ist oder heute oder morgen geboren wird. Wenn er da ist, wird er bis zu einem gewissen Grade erkannt, obwohl es dem großen Publikum unmöglich ist, wahre Größe rasch zu erfassen. Man nehme einen Komponisten wie Bach. Zu seinen Lebzeiten galt er als einer der größten Organisten der Welt; aber erst Generationen nach seinem Tode erkannte man in ihm einen der größten Komponisten seiner Zeit und überhaupt aller Zeiten.

Ich glaube nicht, daß es so etwas wie mechanisierte Kompositionen ohne Gefühl, ohne Empfindung gibt. Die Musik gehört zu den Künsten, die unmittelbar durch Empfindung ansprechen. Mechanismus und Gefühl werden Hand in Hand gehen müssen, wie ein Wolkenkratzer ein Triumph der Maschine ist und gleichzeitig ein geradezu atemberaubendes, gewaltiges Gefühls-erlebnis. Nicht nur ist seine Höhe ein Ergebnis der Empfindung wie der Berechnung, sondern das gilt auch für Masse und Größenverhältnisse.

Jede Diskussion über den Unterschied zwischen Schöpfung und Wiedergabe eines musikalischen Werkes wird zu einem Versuch, die jeweiligen Werte von abstrakter Musik und Programm-Musik zu bestimmen. Es läßt sich sehr schwer sagen, wo absolute Musik aufhört und Programm-Musik anfängt. Der Komponist muß irgendein Bild vor Augen gehabt haben. Was es war, weiß niemand, oft nicht einmal der Komponist selbst. Aber die Musik hat die wundersame Eigenschaft, bei den Zuhörern ein Bild heraufzubeschwören. In meinem Falle hat sich jeder, der „Rhapsody in Blue“ gehört hat – und das sind Tausende –, eine Geschichte mit Handlung dazu erdacht, nur ich nicht.

„An American in Paris“ ist offensichtlich ein Programmstück, obwohl ich sagen würde, daß die Hälfte davon oder noch mehr abstrakte Musik ist, die durch ein paar bezeichnende Themen

verknüpft wird. Nachahmung führt nie zu etwas. Einzig Originalität zählt. Aber der Urheber benutzt Stoff und Ideen, die rings um ihn da sind und durch ihn hindurchgehen. Und aus seinem Erlebnis entsteht die Originalschöpfung, das Kunstwerk, fraglos beeinflusst durch seine Umgebung, zu der in weitem Maße das gehört, was wir Maschinenzeitalter nennen.

Es läßt sich schwer bestimmen, welche dauernden Werte in ästhetischer Hinsicht der Jazz beigetragen hat, weil das Wort „Jazz“ für mindestens fünf oder sechs verschiedene Musiktypen benutzt wird. Er ist wirklich ein Gemisch vieler Dinge. Er hat etwas vom Ragtime, vom Blues, vom Klassizismus und von den Spirituals. Im Grunde ist er eine Sache des Rhythmus'. Nach dem Rhythmus kommen bedeutungsmäßig Intervalle, Tonintervalle, die dem Rhythmus eigen sind. Es gibt ja nichts Neues in der Musik. Vor vielen Jahren behauptete ich, die Musik der einzelnen Völker weise sehr wenig Unterschiede auf. Es besteht lediglich jener kleine individuelle Anhauch. Das eine Land bevorzugt vielleicht einen besonderen Rhythmus oder ein Intervall wie die Septime. Diese Vorliebe wird unterstrichen, und so wird sie mit dem betreffenden Volk gleichgesetzt. In Amerika nennt man den bevorzugten Rhythmus Jazz. Wenn er in einem anderen Lande gespielt wird, klingt er falsch. Jazz ist das Ergebnis der in Amerika aufgespeicherten Energie. Es ist eine sehr energetische Musik, lärmig, stürmisch und sogar gewöhnlich. Eines steht fest: Der Jazz hat Amerika einen dauernden Wert in dem Sinne beigegeben, als er unserem Wesen Ausdruck verleiht. Er ist eine ursprüngliche amerikanische Leistung, die dauern wird, vielleicht nicht als Jazz, aber er wird der zukünftigen Musik in irgendeiner Form den Stempel aufdrücken. Die einzigen Musikarten von Dauer sind diejenigen, die Form haben im allgemeinen Sinne, und Volksmusik. Alles übrige vergeht. Aber fraglos wurden und werden Volkslieder geschrieben, die dauernde Jazzelemente enthalten. Freilich, das ist nur ein Element; es ist nicht das Ganze. Eine vollständig in Jazz geschriebene Komposition könnte nicht bestehen. Was die weitere ästhetische Entwicklung der musikalischen Kompositionen anbelangt, so werden amerikanische Komponisten vielleicht Viertelnoten benutzen; aber dann wird Europa auch Viertelnoten benutzen. Schließlich werden unsere Ohren in viel feinerem Grade empfindlich werden als vor hundert, fünfzig oder fünfundsiebzig Jahren. Musik, die man damals häßlich fand, wird heute unbeanstandet gelten lassen. Darum ist es klar, daß die Komponisten ihre Sprache weiter ändern werden. Das könnte zu allem Möglichen führen. Sie haben bereits in zwei Schlüsseln geschrieben. Es besteht kein Grund, warum sie nicht noch weiter gehen und von uns verlangen sollten, Viertel- oder Sechzehntelnoten zu erkennen. Solche Noten, ob geschrieben oder nicht, werden die ganze Zeit benutzt, nur bemerken wir sie nicht. In Indien benutzt man Vierteltöne, und zwar bewußt, wie ich glaube.

Musik ist ein Phänomen, das für mich eine ganz ausgesprochene Wirkung auf die Empfindungen ausübt. Sie kann verschiedene Wirkungen haben. Sie hat die Macht, die Menschen in alle möglichen Stimmungen zu versetzen. Durch die Empfindungen kann sie aufs Gemüt reinigend wirken, beunruhigend, einschläfernd, aufwühlend. Ich weiß nicht, bis zu welchem Ausmaß sie schließlich ein Teil des Menschen zu werden vermag. Ich glaube nicht, daß Musik, wie wir sie kennen, jetzt unentbehrlich ist, obwohl wir sie in irgendeiner Form rings um uns haben. Im Winde ist Musik. Die Menschen können zum Beispiel ohne Orchestermusik mehr oder weniger zufrieden leben. Und wer weiß, ob wir nicht besser daran wären, wenn wir weniger zivilisiert wären, wenn uns viele unserer Empfindungen fehlten?

Wir haben sie jedoch, und wir bilden uns mehr oder weniger etwas darauf ein. Wir finden sie wichtig und meinen, daß sie uns zu dem machen, was wir sind. Wir finden, daß wir den Menschen anderer Zeitalter, die sie nicht gehabt haben, überlegen sind. Musik ist ein wichtiger Teil der Zivilisation geworden, und einer der Hauptgründe ist darin zu suchen, daß es keine besondere Bildung erfordert, sie zu schätzen. Musik kann ein Mensch schätzen, der weder schreiben noch lesen gelernt hat, und sie kann auch von Leuten geschätzt werden, die über die höchste Form der Intelligenz verfügen. Einstein spielte zum Beispiel Geige und hörte gern Musik. Angehörige der Unterwelt, Rauschgiftändler und Revolverhelden, sind Musikliebhaber, und wenn nicht, so lassen sie sich von Musik beeinflussen. Musik dringt ins Gebiet der Medizin ein. Musik erzeugt eine gewisse Vibration, die fraglos eine körperliche Reaktion auslöst. Schließlich wird man noch die richtige Vibration für jeden Menschen finden und sie benutzen.

Fast jeder große Komponist übt auf das Zeitalter, in dem er lebt, starken Einfluß aus. Bach, Beethoven, Wagner, Brahms, Debussy, Strawinskij, sie alle haben etwas vom Geist ihrer Zeit aufgefrischt, so daß Millionen Menschen ihn stärker fühlen und ihre Zeit besser verstehen konnten.

Dem Komponisten ist meines Erachtens durch die mechanische Wiedergabe der Musik sehr geholfen worden. Musik wird geschrieben, um gehört zu werden, und jedes Instrument, welches dazu verhilft, daß sie häufiger und von einem größeren Publikum gehört werden kann, ist für den Menschen, der sie schreibt, von Vorteil. Abgesehen von Tantiemen und dergleichen finde ich es einen guten Begriff, daß Musik geschrieben wird, um gehört zu werden. Für den Komponisten ist es nützlich, wenn Millionen Menschen durch Radio und Grammophon Musik hören können. Der Tonkünstler, welcher nur für sich selbst komponiert und nicht gehört werden möchte, ist meistens ein schlechter Komponist. Die Anfänge der mechanischen Wiedergabe bedeuteten eine Anregung für die Komponisten, und die zweite Welle verstärkte diese Anregung. Früher haben die Komponisten gehungert, weil ihnen Aufführungsmöglichkeiten fehlten, weil sie nicht gehört wurden. Das ist heute unmöglich. Schubert konnte kein Geld verdienen, weil es zu seiner Zeit keine Gelegenheit gab, durch weite Verbreitung das Publikum zu erreichen. Er starb im Alter von einunddreißig Jahren und hatte einen gewissen Ruf. Wäre er fünfzig oder sechzig Jahre alt geworden, so wäre er zu seiner Zeit zweifellos anerkannt worden. Wenn er heute lebte, so wäre er wohlhabend und hätte ein einträgliches Dasein.

Radio und Grammophon sind insofern schädlich, als sie die Musik bastardisieren und viel billiges Zeug in Umlauf bringen. Dem Komponisten schaden sie nicht. Je mehr Menschen Musik hören, desto eher sind sie in der Lage, Kritik zu üben und das Gute zu erkennen. Wenn wir aber von maschinell hergestellter Musik sprechen, meinen wir keine Musik im höchsten Sinne, weil Musik, einerlei, wie sehr die Welt zum Maschinenzeitalter wird, immer auf die gleiche alte Weise geschaffen werden muß. Das Maschinenzeitalter kann die Musik nur in bezug auf die Verbreitung beeinflussen. Komponisten müssen auf gleiche Weise wie die alten Tonkünstler komponieren. Niemand hat ein neues Verfahren des Musikschreibens erfunden. Wir benutzen immer noch die alten Zeichen, die alten Symbole. Der Komponist muß jedes bißchen seiner Arbeit selbst besorgen. Bei der Musikkomposition kann die Handarbeit niemals ersetzt werden. Wenn die Musik in diesem Sinne jemals maschinell hergestellt würde, wäre sie keine Kunst mehr.



Vorbereitung zum großen Picknick



Angst um die Fischer, die im Sturm auf dem Meer sind

Porgy hat den Mörder Crown in Notwehr erstochen



Porgy und Bess

Zur deutschen Erstaufführung des Films

Fotos: Columbia Verleih

Samuel Goldwyn hat Gershwins Negeroper „Porgy und Bess“ verfilmt. So muß man wohl sagen. Denn diese Todd-AO-Creation folgt trotz Otto Premingers Regie nicht den eigenen Gesetzen des Films. Trotzdem wird man die Umsetzung des Werkes auf die Leinwand begrüßen, einfach, weil sie es einem ungleich größeren Kreis erschließt, als es die Gastspiele der inzwischen aufgelösten „Porgy-and-Bess“-Truppe vermochten. Doch da müssen wir schon eine Einschränkung machen: Mr. Goldwyn wünscht nicht nur eine gewisse Exklusivität für diesen Film, es ist auch einstweilen nicht daran gedacht, ihn auf Cinemascope umzukopieren. Und die Zahl der Todd-AO-Theater ist bei uns begrenzt. So wird der Streifen, der am 1. April in München (wo er ein halbes Jahr laufen soll) seine europäische Erstaufführung erfährt, außerdem zunächst nur in Stuttgart, Berlin und Zürich gezeigt werden. Preminger hat nicht auf das alte Ensemble zurückgegriffen. Ihm mußte es ja in noch höherem Maße auf schauspielerische Qualitäten der Mitwirkenden ankommen als auf die Identität von Darsteller und Stimme. Er besetzte den Part der Bess mit Dorothy Dandridge, die uns als „Carmen Jones“ ein Begriff geworden ist. Den Porgy spielt auf Goldwyns persönlichen Wunsch Sidney Poitier, der als einer der begabtesten Negerschauspieler Amerikas gilt. In Kauf zu nehmen ist dabei, daß beide Hauptdarsteller nicht singen, daß also Gershwins volksliedhafte Blues und Spirituals von Opernsängern – mit hoher Stimmkultur, aber zu „schönem“ Englisch – dargeboten werden. Leslie Scott (der im Film nur die kleine Rolle des Fischers Jake bekam) hat den Porgy in 29 Ländern der Erde gesungen. Er wirkte nicht so jung und deswegen auch nicht ganz so rührend wie Sidney Poitier, aber sein herrlicher, oft mit Schaljapins Stimme verglichener Bariton, hätte unmittelbarer angesprochen. Hier der einfache Inhalt, so wie ihn Gershwin und später der Film nach einer Novelle von Du Bose Hayward übernahm. Ort der Handlung ist Charleston in Südkarolina. Die Zeit: 1912. Engerer Schauplatz: Catfishrow, ein verfallener Herrensitz, in dem viele Negerfamilien armselig untergebracht sind. Das Spiel beginnt an einem Abend, an dem die Frauen ihre Männer vom Fischen zurückerwarteten. Clara, Jakes Frau, singt ihrem Baby ein Wiegenlied. Später würfeln die Fischer. Crown, ein händelsüchtiger, betrunkenen Angeber, kommt mit Bess, seiner Freundin hinzu. Protzig setzt er größere Geldbeträge, will sie aber nicht herausrücken, als er verliert. Darüber gerät er in ein Handgemenge mit Robbins, erschlägt ihn und flieht vor der Polizei. Die nun folgende Totenklage der Neger für einen der Ihren gehört zum Ergreifendsten, was der Film aus der Oper herübergerettet hat. Hayward und Gershwin ist die Einfühlung in die kindhafte und elementare Gläubigkeit dieser Armen wundervoll gelungen. Der Rhythmus der Klage: „Where is brother Robbins? He's gone, gone, gone“ prägt sich unvergeßlich ein. Man kann das deutsch zwar wiedergeben, aber es verliert dabei: „Wo ist Bruder Robbins? Er ist fort, fort, fort.“ Mit diesem einen Beispiel sei gerechtfertigt, warum der Film nicht synchronisiert worden ist, sondern deutsche Untertitel trägt. (Leider hat man sich allerdings mit diesen Texten wenig Mühe gegeben. Es gehen viel mehr feine Nuancen verloren, als unvermeidlich gewesen wäre.)

Bess, die von den ehrbaren Fischerfrauen verachtet wird, will niemand aufnehmen. Nur Porgy, der Krüppel, dessen menschliches Ansehen nicht dadurch geschmälert wird, daß er betteln muß, nimmt sich ihrer an. Mit einer Art von sechstem Sinn spürt er, daß sie im Grunde ein gutes Mädchen ist, und er liebt sie. Dorothy Dandridge macht die Wandlung der Bess, die an Crowns Seite frech, kokett und herausfordernd auftrat, glaubwürdig. Bess findet sich in Armut und Arbeit und hat nur den einen Wunsch, bei Porgy zu bleiben, der ihr Achtung verschaffte und sie beschützt. Das alljährliche „Picknick“ auf der Kittiwah-Insel kommt, Reminiszenz an ein kultisches afrikanisches Fest. Kind und Kegel zieht im Sonntagsstaat mit Proviantkörben aus. Dabei hat Sammy Davis jr. als schwarzer Stutzer Sportin' Life einen seiner Höhepunkte. Nachdem der einfältige schwarze Pfarrer gesprochen hat, tritt er als „advocatus diaboli“ auf und zerplückt in einem einprägsamen Song die Bibel. Sportin' Life verseucht die Negerviertel mit Fusel und Rauschgift. Den Sturm auf dem Meere im nächsten Akt erleben wir nur als Regenflut mit klappernden Läden in Catfishrow und indirekt in der Furcht der in einem Raum versammelten Menschen. Jake ist nicht heimgekehrt. Clara vertraut ihr Kind Bess an und läuft in den Hurricane hinaus. Auch sie kehrt nicht wieder. Porgy und Bess behalten das Kleine, ihr Glück scheint vollkommen. Da will Crown in einer Nacht seine Drohung wahr machen, Bess wiederzuholen. Er versucht, Porgys Widerstand mit dem Messer zu erledigen. Aber der Krüppel entwickelt Riesenkräfte und tötet den Rivalen in Notwehr. Der Verdacht der Polizei fällt nicht auf ihn, doch holt ihn der vergitterte Wagen, damit er als Zeuge den toten Crown identifiziert. Nun ist die Stunde für Sportin' Life gekommen. Seiner Beredsamkeit gelingt es, Bess, die in sich selbst keinen Halt hat, zu überzeugen, daß Porgy den Totschlag lebenslänglich büßen wird. Und wieder ein Lied, das vielleicht so bekannt wird, wie die Songs aus Macky Messer: „There's a boat soon leaving for New York – that's where we belong“ (Bald geht ein Schiff nach New York, dort gehören wir hin). Porgy, der mit Geschenken zurückkommt, findet sein Heim verlassen. Mit seiner Ziege vor dem Wägelchen, das ihn sonst nur an seinen Bettelplatz bringt, macht er sich auf den weiten, weiten Weg nach Norden, Bess zu finden. Bei der Münchner Premiere kostete jeder von den 800 Plätzen im Royal-Palast 50 DM, denn das Einspielergebnis hatte Goldwyn als Beitrag zum Weltflüchtlingsjahr bestimmt. Falls es gelungen ist, alle Karten zu verkaufen, bedeutet das mit den Inserateneinnahmen etwa 100 000 DM. Es hieß, damit könne man in Nordafrika eine Menge anfangen. Die plastischen Effekte des Todd-AO-Verfahrens müssen leider mit Unschärfen bezahlt werden. Vom vorderen Parkett aus ist die Leinwand kaum übersichtlich. Setzen wir also auf Cinemascope!

Lotte Stuart

Dorothy Dandridge als Bess,
Sidney Poitier als Porgy





Frischer Wind im Waisenhaus

Von Tino Reyhardt

Unendliches Leid brachte der Krieg über Tausende von Menschen, die Zahl der Waisenkinder wuchs ins Unermessliche. Heime, die die Elendsscharen hätten aufnehmen können, waren nur beschränkt verfügbar. Mehr als ein Drittel aller Waisenhäuser wurde im Kriege zerstört.

München war die erste Stadt, die mit dem Trümmerschutt auch altes, überholtes Gedankengut beiseite räumte. Das große Münchner Waisenhaus wurde 1944 durch einen Fliegerangriff fast völlig zerstört. Es war ein prächtiger Bau und wurde nicht zu Unrecht als „Waisopalast“ bezeichnet. Das große Haus aber war, wie auch die meisten anderen Heime, mit den großen über vier Meter hohen Sälen, den langen Gängen, keine neue Heimat für verwaiste Kinder, sondern eine Anstalt. Das „Anstaltskind“, das in Sälen aufwächst und mit dreißig, vierzig oder noch mehr Kinder zusammenlebt, hat zwar alles, was es braucht, um sein Leben zu fristen, ein Bettchen im Schlafsaal, einen Platz am Eßtisch, aber es fehlt das Wesentliche: es hat keinen Menschen, dem es angehören kann und der auch ihm gehört. Die große Zahl der Kinder zwingt den verantwortlichen Erzieher zu einer Ordnung, die man normalerweise keinem Kind zumutet. Auch „zu Hause“ ist immer „Schule“. Die ständige Beaufsichtigung läßt das Kind nicht zu sich kommen, sein gesunder Drang zur Selbständigkeit wird als Störung

empfunden. Nur schwer kann das „Waisenkind alten Stils“ in der Masse eine eigene Welt aufbauen. Die Begriffe von Mein und Dein erlernt es ebenso schwer, wie der Soldat in der Kaserne. Es ist darum auch nur ganz natürlich, wenn diese Kinder später im Leben so oft versagen, weil sie nicht den nötigen Lebensmut gewonnen haben. Zu den Folgen der Massenerziehung kommt noch, daß fast alle Anstaltskinder im Laufe ihrer Kindheit einige Male versetzt werden. Das hängt zusammen mit den künstlichen Trennungen, nach denen unsere Waisenhäuser leider immer noch aufgebaut sind: es gibt Säuglingsheime, Kleinkinderheime, Mädchen- und Knabenheime und solche für Volksschulkinder usw.

Dazu kommt ein heute vollkommen überholtes Anstaltsreglement aus dem Jahre 1908, das den Zöglingen das Leben zur Hölle macht: „Die Zöglinge haben ihren Vorgesetzten Ehre, Liebe und Gehorsam zu erweisen... Sie haben in ehrerbietiger Haltung mit ihnen zu verkehren... Jeder Zögling hüte sich vor Überhebung und Überempfindlichkeit, diesen Lieblingseigenschaften aller Anstaltskinder... Spaziergänge sind in geordnetem Zuge zurückzulegen.“

Noch heute spukt hier und da dieser Kasernenhofton, aber moderne Pädagogen haben, von den Ideen des großen Pesta-

Das Appartementshaus der fröhlichen Kinder ist eine Neuerung im Waisenhaussystem, das jeden Pädagogen begeistern wird. Völlig frei von jeder ungesunden, vermassenden Bevormundung wachsen die Kinder im Rahmen einer Familiengruppe auf, die ihnen das Elternhaus mit viel Erfolg zu ersetzen sucht. Hier schauen sie begeistert dem traditionellen Fußballspiel im Hofe zu.

lozzi ausgehend, neue Wege beschritten. Im neuerstandenen, modernen Münchner Waisenhaus wurde die Theorie der „Pflegefamilie“ in die erfreuliche Praxis umgesetzt – und bewährte sich glänzend.

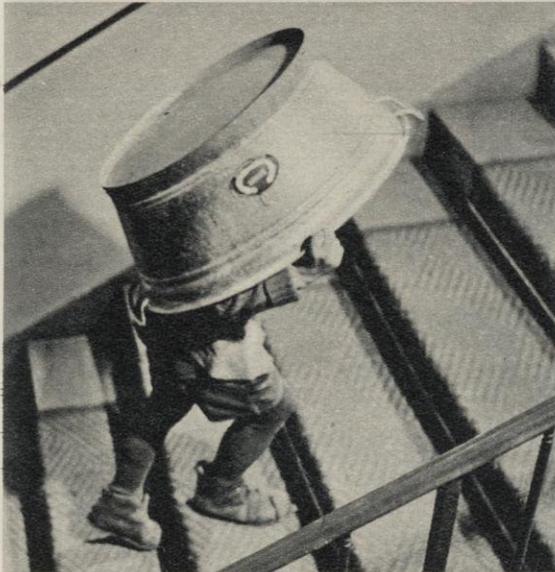
Das neue Haus sieht aus wie ein moderner Wohnblock. Es enthält zehn abgeschlossene Gruppenwohnungen, Wohnungstür und Glocke lösen den grauen „offenen Gang“ der alten Anstalten ab, und die Kinder müssen nicht immer „besichtigungsfertig“ sein. Was hinter der Wohnungstür geschieht, ist Privatsache der einzelnen „Familiengruppen“. Jede Wohnung hat ein großes Wohnzimmer, in dem die Kinder essen, in dem gespielt wird und wo die Schularbeiten gemacht werden, einige Schlafzimmer, dazwischen das „Mutterzimmer“, gut ausgerüstete Waschräume mit Duschen und Bädern, eine kleine Diele und, was besondere Freude macht, eine kleine Küche.

Die „Familiengruppe“ besteht aus der Erzieherin und jeweils acht bis zehn Kindern. Sie ist nicht mehr auf die Großküche angewiesen, und das Essen kann selbständig in der eigenen Küche bereitet werden. Auch sind die Kinder, die zu verschiedenen Zeiten aus der Schule kommen, nicht auf das kaltgewordene Essen auf dem Blechteller angewiesen. Die Wohnung hat sogar eigenen Strom- und Gaszähler.



Die schönste Stunde des Tages: Vorlesen. Am Abend, vor dem Schlafengehen, erzählt die Heimmutter eine Geschichte.

Wohin will die Wanne mit dem kleinen Mann? Mit Begeisterung waschen die Kinder ihre Wäsche selbst. Waschpulver wird zugeteilt; auch das erzieht zur Selbständigkeit. Mit psychologischen Methoden werden die zunächst mißtrauischen Kinder wieder zu frischen Buben gemacht, die stets hilfsbereit füreinander eintreten.



Die Kinder in verschiedenem Alter, Knaben und Mädchen, große und kleine, leben in dieser neuartigen Lebensgemeinschaft zusammen mit ihrer Pflegemutter fast so frei und natürlich wie Familienkinder. Das Zusammenleben von Großen und Kleinen wird von Fachleuten als besonders wertvoll erachtet, denn gleichaltrige Gruppen führen leicht zu einer geistigen Inzucht. Die gemischte Gruppe aber macht es möglich, jedes elternlose, bedauernswerte Kind, gleich welchen Alters und Bildungsgrades, in der „Familie“ aufzunehmen und ihm eine neue Heimat zu geben. Das Kind kann während der ganzen Zeit seiner Hilfsbedürftigkeit, oft also die ganze Kindheit hindurch, in einer solchen Heimstätte bei der gleichen Pflegemutter bleiben.

Durch eingehende psychologische Studien – im neuen Heim werden die verschieden gearteten Kinder ständig von einer Fachpsychologin überwacht – kam man zu der Erfahrung, daß die Familienkinder viel ruhiger, ausgeglichener, froher und erzieherisch ansprechbarer sind als die Kinder aus den Anstalten älterer Prägung. Hier ist aus der Erzieherin eine wirkliche Pflegemutter geworden. Weil sie die Kinder über einen langen Zeitraum hinaus betreut, kann sie auf jedes sehr viel intensiver eingehen, es betreuen und verstehen und schließlich wie eine wirkliche Mutter lieben.

Auch durch sein Äußeres spricht das neue Heim die Waisenkinder an. Heimerziehung soll Heilerziehung sein, und heilen kann man die vom Schicksal so sehr benachteiligten jungen Menschen auch durch eine schöne Umgebung. Eine glückliche Kindheit schafft zufriedene Menschen. Bei der neuen Erziehungsweise heißt es nicht mehr: „hat Liebe zu erweisen“, sondern „Liebe durch Liebe“.

Die Kinder, die oft zu Unrecht als schwer erziehbar galten, haben nun bei Menschen, die fähig sind, einem fremden Kind ihr ganzes Herz zu schenken, endlich eine neue Heimat gefunden, in der sie ihre eigene Welt aufbauen können.



Moderne Kunst im Waisenhaus. Im ganzen Haus hängen freundliche Bilder. Auch der modernen Kunst, mit der sich alle Kinder ausnahmslos befreunden und die sie leichter als Erwachsene deuten können, ist ein Platz eingeräumt worden. Angeregt durch die „kunstvolle Umgebung“ greifen die Kinder mit Begeisterung selbst zum Zeichenstift und aus Nachahmung wird schnell eigene Schöpfung.

„Ältestenrat.“ Jede Woche kommen die „Familienältesten“, die für eine reibungslose Selbstverwaltung verantwortlich sind, mit dem Heimvater zusammen, um alle anfallenden Probleme zu besprechen, sich zu beschweren oder – um einen Termin für den nächsten Fußballkampf festzulegen.



Was ist das für ein Land? Was ist das für ein Mann?

Die Republik Guinea und Sékou Touré, gesehen von Herbert Kaufmann

Der Besucher ist nicht über alles erfreut. Die totalitären Züge im Bild des neuen Guinea lassen sich nicht übersehen. Die Polizeikontrollen sind lästig, auch wenn die Beamten höflich und sogar liebenswürdig vorgehen. In jedem Ort muß man sich beim Polizeikommissar melden und einen Fragebogen ausfüllen. Stempel und Unterschrift im Reisepaß ergänzen die Prozedur. Die Reiseroute wird in den Paß eingetragen. Hält man sie nicht ein, sind peinliche Verhöre die Folge. Polizei und Sicherheitsdienst sind von den Tschechen geschult worden. Vielleicht findet der Behördeneifer dadurch seine Erklärung.

Die anderthalb Jahre alte afrikanische Republik baut eine schlagkräftige Armee auf. Längs der Straßen, die zur Grenze führen, entstehen große militärische Lager. Seit Herbst 1959 haben die Militärgouverneure entscheidenden Einfluß auf die Zivilverwaltung. Die Waffen kamen aus der Tschechoslowakei. Gegen wen rüstet Guinea? Eine Bedrohung von Sierra Leone oder Liberia, von der Republik Elfenbeinküste, dem Sudan oder dem Senegal ist nicht zu erkennen. Muß man militärisch stark sein, um die Vereinigten Staaten von Afrika zu begründen?

Ich reiste in Guinea während der Unabhängigkeitsfeiern. Die Dörfer waren geschmückt, die Straßen gefegt. Die Jungen marschierten in Reih und Glied, Holzgewehre auf den Schultern. Exerzierkommandos in Französisch schallten über die Marktplätze der kleinen Städte. Ich sah Mädchen, uniformiert in den Landesfarben Rot-Gelb-Grün, im Gleichschritt und singend zu den bereitstehenden Lastwagen ziehen, die sie zu den Paraden in die Stadt bringen sollten. Zu den Paraden und zu den Rundfunkansprachen. Sie sangen:

Mangué
E ma toma nè han
I ma fa gboulin sa matora
I yan mou faute kèrè to
Unser Führer!
Wer ihn einmal sieht,
will ihn immer sehen.
Ohne Fehl ist er.

Sie sangen (im Futa Dschallon-Gebirge):

Wouri, Wouri, Wouri!
Indépendant vourin-
Wouri, Wouri
En-hetti saladji-men
Es lebe, es lebe die Unabhängigkeit!
Die Unabhängigkeit gibt uns das Leben zurück.
Es lebe die Unabhängigkeit!
Wir haben unsere Freiheit wiedergefunden.

Sie sangen in der Malinke-Sprache:

Kè lou lé tanbida
Kè do lou balo min fana
La Guinée
Parti Démocratique an gnè wa
Parti Démocratique an gn-wa
Guinée kondon
Helden haben gelebt.
Doch andere leben noch.
Heil der Demokratischen Partei Guineas
Ni alou dallou miri
Yé ni alu dalu gnè mogo lou ma felé
Colonies yirika men naa terè fada gbélou bolo
Ghana Libéria ko Guinée bè horoya
Wenn ihr einen Augenblick denkt,
wenn ihr auf eure Führer hört, wißt ihr, daß alle

Kolonien der Weißen ihre Unabhängigkeit verlangen.

Ghana und Liberia werden sich mit Guinea zusammentun.

Die Mädchen und Jungen sangen auf den Lastwagen. Die Bardengruppen und Berufsmusikanten musizierten auf den Plätzen. Die Frauen trugen neue Kleider, und die Männer hatten ihre besten Anzüge angelegt. Die Organisation des Festes war zentralistisch. Die gleichen Ansprachen, der gleiche Aufmarsch der Würdenträger, der Parteifunktionäre, der Schuljugend vom verlorenen Dorf in den Wäldern bis zur Hauptstadt Conakry. Aber die Menschen waren offensichtlich fröhlich erregt. Sie zeigten keinen Haß auf die Europäer, aber sie waren stolz darauf, ihr Geschick selbst in die Hand genommen zu haben.

Die Straßen in den Ortschaften waren abgesperrt. Es wimmelte von Menschen. Ich suchte vergeblich einen Weg zu finden, um diese Sperren zu umgehen. Ein Schüler bemerkte mich, kletterte hilfsbereit zu mir in den Wagen und führte mich auf einer Umleitung wieder zur Hauptstraße. Ich wollte dem Jungen ein kleines Geschenk geben. Aber das lehnte er ab. Es sei ihm eine Ehre gewesen, einen Ausländer zu führen. In dem neuen Guinea nehme man keine Geschenke mehr an. Dies sei eine schlechte Sitte aus der Zeit des Kolonialismus...

Der Stil dieser Feiern, die marschierenden, uniformierten Mädchen, die Jungen mit den Holzgewehren, die Radioansprachen, die Transparente und Fahnen, die für den Nachmittag organisierten Volksfeste und Volkstänze – das alles erinnerte sehr an die Gestaltung solcher Feiern in den Ländern des Ostens. Aber die Führer redeten nicht von der Weltrevolution, sondern von Afrika und von Guinea. Manchmal klang eine marxistische Parole auf, aber ich hatte den Eindruck, das geschah, weil sie gut in das nationale Programm paßte, oder weil sie gegen die koloniale Epoche gemünzt war. Ein kommunistischer Staat war Guinea nicht.

Bis zum 2. Oktober 1958 war Guinea – ungefähr so groß wie die Bundesrepublik – unter den wenig bekannten Ländern Afrikas das am wenigsten bekannte. Wer in Europa wußte schon etwas von seiner Geschichte, von den Menschen und Sprachen dieses Landes? Und vielleicht wäre es auch heute noch ein unbekannter Teil der französischen Communauté, wenn es nicht bei der Volksabstimmung über sein Schicksal mit Nein und damit gegen das Frankreich de Gaulles gestimmt hätte. Kurz danach sind die Franzosen aus dem Lande gegangen. Zu einer geregelten Übergabe der Verwaltung ist es nicht gekommen. In Guinea belastet dieser Auszug, bei dem man teilweise selbst die Telefone mitgenommen hat, heute noch die Beziehungen zwischen Frankreich und Guinea. Die demokratische Partei Guineas, die eine Schwesterpartei des Rassemblement démocratique Africain ist – also einer Partei, die in den anderen ehemaligen französischen Kolonien mit Ja und damit für das Zusammengehen mit Frankreich gestimmt hat –, hat mit der Organisation des neuen Staates ganz von vorn beginnen müssen. Sie hat es gründlich getan. Sie hat ihre Kader bis in das letzte Dorf hinein „auf Vordermann gebracht“. Sie hat die Jugend organisiert. Sie hat den



Staatsapparat restlos in der Hand. Eine Opposition ist nicht sichtbar. Gibt es politischen Terror?

Ich habe in einem Ort des Hinterlandes – und nur dieses eine Mal – eine kleine Szene erlebt, die es immerhin notwendig macht, diese Frage zu stellen: Ich wartete auf den Polizeikommissar. Der Kommissar war zum Essen. Ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren betrat in großer Erregung das Büro. Er hockte sich auf den Boden und schlug die Hände vors Gesicht, anscheinend, um seine Erregung zu verbergen. Ein Polizist fragte: „Was hast Du?“

Der Mann ließ die Hände plötzlich sinken und begann zu weinen, hemmungslos. Der Polizist und noch ein zweiter Mann beugten sich über ihn und baten ihn, sich zu beruhigen und ihnen zu sagen, was ihm zugestoßen sei.

„Mein Bruder!“ schrie der Bursche.

„Was ist mit ihm?“

„Sie schlagen ihn!“

„Wer? Wer schlägt ihn?“

„Ich weiß nicht. Ich kenne sie nicht. Sie schlagen ihn.“

Die Polizisten sahen sich verwirrt an. „Weshalb schlagen sie ihn?“

„Es ist wegen der Politik“, sagte der Bursche schluchzend.

Die Polizisten sagten, das könne nicht sein. Er solle sich beruhigen. Und sie forderten ihn auf, seine Personalien anzugeben. Und dann gingen sie mit ihm weg. – Ich will aus dieser Szene, mit ihren Ungeklärtheiten und Fragezeichen, keine Terrorisierung der Opposition konstruieren. Aber sie hat mich veranlaßt, der Frage „Was ist das für ein Land?“ noch kritischer nachzugehen.

Ein herrliches Land

Ich fuhr durch ein herrliches Land. Unendliche Regenwälder im Süden, in denen die Dörfer der Toma und Guere wie winzige Einsprengsel längs der Straße lagen. Ich sah die Weiden und Täler des Futa-Dschallon-Gebirges, wo die Fulbe ihre Herrschaft errichteten und den Islam verbreiteten. Ich kreuzte auf Fähren und Brücken die Flüsse, deren portugiesische Na-



Junge Frauen und Mädchen aus Guinea

Ahnenmaske aus dem Hinterland Guineas (unten links)



men daran erinnerten, daß es Portugal war, das diese Küste als erste europäische Macht aufsuchte. Später liefen die Engländer ihm den Rang ab, und endlich waren die Marseiller Kaufleute und der Marine-Offizier Bouët-Willamez erschienen. Sie hatten Stützpunkte und Kontore angelegt und sich durch Verträge mit den Häuptlingen Vorrechte gesichert. Die Deutschen beanspruchten einen Streifen am Rio Pongo. Aber 1885 tauschten sie ihn gegen französische Ansprüche in Togo ein... Kolonialgeschichte der üblichen Art. 1890 war die Küste in den Händen Frankreichs. Zweiundzwanzig Jahre später kämpfte es immer noch mit den Stämmen im Hinterland. Heldentaten, Massaker, zerstörte Dörfer, Zwangsarbeit – eine nicht abreißende Folge von Buschkriegen, bis die Eisenbahn von Conakry nach Kankan vorstieß. Allmählich verlieren das Sammeln von Wildkautschuk und die Trägerkarawanen mit ihren Kopflasten an Bedeutung. Franzosen legen in den geeigneten Gebieten Bananenplantagen an. Guinea wird zum größten Bananenproduzenten im französischen Kolonialreich. Erst nach dem zweiten Weltkrieg beschäftigt man sich ernsthaft mit der Nutzung der Bodenschätze.

Er paßt in kein Schema

Auf der Halbinsel Kalum bei Conakry findet sich Eisenerz. Am Cogan und Konkuré werden riesige Bauxitlager entdeckt. Gold und Diamanten sind vorhanden. Doch erst die Zukunft wird durch diese Reichtümer und ihre Nutzung bestimmt werden. Am Konkuré soll ein 120 Meter hoher und 1 Kilometer breiter Erdamm zur Wasserkraftgewinnung aufgeschüttet werden. An diesem Projekt arbeitet auch eine deutsche Firma mit. Es geht um die Herstellung von Aluminium. Der Mann, der systematisch die industrielle Entwicklung Guineas betreibt, ist der Volksführer und Präsident Sékou Touré. Auf die zweieinhalb Millionen Bewohner Guineas gestützt, ist er zu einem der angesehensten und vitalsten Politiker des neuen Afrika geworden. Ein Mann, mit dem man rechnen muß. Wer ist dieser Mann, und welches sind seine Ziele?

„Proletarisches Volk!“ so beginnen seine Radioansprachen. Seine Mammutreden dauern mehrere Stunden. Wo er erscheint, drängen sich die Massen. Er ist ihr Idol. Er ist jung, er ist energisch, er ist klug. Er versteht es virtuos, die Gefühle der Bevölkerung zu erraten. Er unternimmt nichts, ohne zuvor in den Versammlungen, in Städten und Bauerndörfern, sich der Zustimmung der Guineesen versichert zu haben. Er ist so überzeugt von der inneren Kraft und Eigenständigkeit Afrikas, daß er glaubt, Ost und West könnten auf diesen Kontinent keinen entscheidenden Einfluß mehr gewinnen. Unbekümmert nimmt er daher diejenigen Hilfsangebote an, die ihm am günstigsten und am schnellsten vorgelegt werden. Und bisher waren die Angebote des Ostens bei weitem schneller als die des Westens.

Er kommt aus der Gewerkschaftsbewegung. Er hat sie immer für das vorzüglichste Instrument angesehen, um die Masse der Bevölkerung – das sind die Bauern – zu gewinnen. In der „Solidarität“ und „Kollektivität“ der Bauerngesellschaft, die so arm sei, daß sie gar nicht anders sein könne als proletarisch, sieht er die

Grundlage der zukünftigen Staatsgemeinschaft in Afrika. Er sagt und schreibt, es gäbe keinen Kontinent, der solche hervorragenden Voraussetzungen für eine echte Demokratie aufweise wie Afrika. Daß Afrika auch die Voraussetzungen für das Gegenteil einer Demokratie in sich birgt, sieht er nicht oder verschweigt es. Und daß die auf der Zusammenarbeit der Großfamilie aufgebaute afrikanische Bauerngesellschaft proletarisch und kollektiv sei, heißt doch wohl, diese Begriffe in ungewöhnlicher Weise ausweiten. Nur die historische oder theoretische Richtigkeit der Begriffe interessiert ihn wenig. Tatsache ist, daß die Bauern für ihn sind. Er hält sich für einen Marxisten. Aber worauf es für ihn ankommt, ist nicht die Anwendung der Doktrin auf Guinea, sondern die Anpassung der Doktrin an die afrikanischen Verhältnisse! Er ist Gewerkschaftler. Aber er schert sich nicht viel um die internationale Solidarität der Gewerkschaften. So trennt er die afrikanischen Gewerkschaften von den großen internationalen Verbänden und wird zum führenden Mann in der Union Générale des Travailleurs de l'Afrique Noire. Er plant, in Conakry eine Gewerkschaftsuniversität für 200 Studenten aus afrikanischen Ländern zu errichten. Aber er hat nichts dagegen einzuwenden, daß eine Anzahl Gewerkschaftsführer vom Osten ausgebildet werden.

Ich versuchte, alle diese Eigentümlichkeiten auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Ich befragte einige Europäer, die lange im Lande gelebt hatten. Sie hielten ihn für einen Opportunisten. „Ein Mann ohne Skrupel und Prinzipien. Die Russen geben ihm Geld. Die Tschechen liefern ihm Waffen. Er nimmt beides. – Die Franzosen bieten ihm Lehrer an. Er nimmt sie. – Pankow sendet ihm einen Handelsbevollmächtigten. Er heißt ihn willkommen. – Bonn entsendet einen Botschafter. Auch dieser ist ihm willkommen. Können Sie sich einen Reim darauf machen?“

Einige andere Beobachter sahen in ihm einen guineischen Nationalisten, der sich mit marxistischen Federn schmückte. Jemand nannte ihn einen politischen Hasardeur, der auf das antikoniale Pferd gesetzt habe und dabei gut

gefahren sei. Ich sollte mir das Denkmal auf dem großen Platz in Conakry ansehen. Auf dem Denkmal stand: „Den Märtyrern des Kolonialismus.“ Aber ich bin überzeugt, daß diese europäischen Beobachter Sékou Touré falsch sehen.

Sie wollen ihn in ein politisches Schema pressen. Und da paßt er nicht hinein. – Als Guinea eine französische Kolonie war, mußte Sékou Touré ein Nationalist sein. Aber die Unabhängigkeit, die er für seine Landsleute erreichte, ist für ihn nur ein Mittel zu einem höheren Zweck. Ihm geht es um die Freiheit und Größe Afrikas. Ganz Afrikas. Seine Lehre müßte man mit dem Wort „Afrikanismus“ bezeichnen, ein fanatisches Vertrauen in das Eigenbewußtsein und die Kraft der Völker dieses Kontinents. Es gibt nur einen Rahmen, in den er hineinpaßt: er ist Afrikaner. Und als Afrikaner glaubt er sich gefeit gegen eine Abhängigkeit oder eine Beeinflussung von Ost oder West.

Er übernimmt für das Land Guinea ohne Empfindlichkeit die französische Sprache als Staatssprache, denn er hält sie für ein geeignetes Instrument, um in allen Landesteilen und weit jenseits der Grenzen verstanden zu werden. – Er organisiert seine Partei und seinen Staat nach dem Vorbild der Volksdemokratien des Ostens, denn er hält das für die beste Methode, um ohne die zeitraubende Langsamkeit der westlichen Demokratien zum Ziel zu gelangen: die Vereinigten Staaten von Afrika.

Er bewundert die Russen, weil sie in vier Jahrzehnten zu einer Weltmacht geworden sind, und er scheint anzunehmen, daß ein geeinigtes Afrika den gleichen Gipfel der Macht erreichen könne, folglich übernimmt er einige der russischen Praktiken, zum Beispiel die sowjetischen Unterrichtspläne. – Wenn ihm das einen Vorteil verspricht, wird er ebenso unbekümmert einen amerikanischen Kernreaktor, ein privatwirtschaftliches westdeutsches Industrieprojekt oder eine schwedische Marineausbildung für Guinea akzeptieren. Er wird dies alles tun, um ein einziges Ziel zu erreichen, und um es in der kürzesten Zeit zu erreichen: ein vereinigtes, freies Afrika.

Und um selbst der Führer dieses Gesamtafrika zu werden? Möglich.

Ich fragte mich, ob die Menschen Guineas seine Ziele begreifen. Nun, es gibt in Guinea außer einem noch jungen Staatsbewußtsein auch so etwas wie ein Kontinentalbewußtsein: Ich bin Afrikaner. – Auch wenn man in vielen Gesprächen immer wieder feststellt, daß diese Menschen von der Größe und der kulturellen Vielfalt Afrikas noch keine zureichende Vorstellung besitzen. Es ist mehr ein Traumbild als eine Wirklichkeit. Aber das kann sich ändern.

An einem regnerischen Nachmittag sah ich die Bewohner eines Dorfes zur Schule eilen. Ich fragte einen Mann, was dort zu sehen sei. Er sagte: „Wir haben jede Woche eine Parteiversammlung.“

„Auch für die Frauen?“
„Ja.“
„Und was besprechen Sie dort?“

Er sagte: „Zuerst werden wir die Probleme unseres Dorfes und Guineas besprechen. Wir werden heute über die Ernährung sprechen. Über den Reisanbau. Aber dann geht es auch um afrikanische und internationale Angelegenheiten... Wir sind gut informiert.“

„Auch über Deutschland?“ fragte ich.
Er sagte: „Es ist sogar schon eine Delegation aus Deutschland bei uns gewesen.“
„Aus Westdeutschland?“

Er sagte: „Aus Westdeutschland haben wir hier noch nie jemand gesehen.“

Ich verließ Guinea in Richtung Senegal. Ich war verärgert über die lästigen Polizeikontrollen und bekümmert über die totalitären Züge der neuen Republik. Aber ich hatte versucht, mir eine Meinung zu bilden. Ich ging mit der Überzeugung weg, daß das guineische Experiment unter den sich abzeichnenden Entwicklungen in Afrika die größte Aufmerksamkeit finden sollte. Man kann – man muß daraus etwas über das kommende Afrika lernen.

Osterhase als Panzerfahrer

Von Gerd Angermann

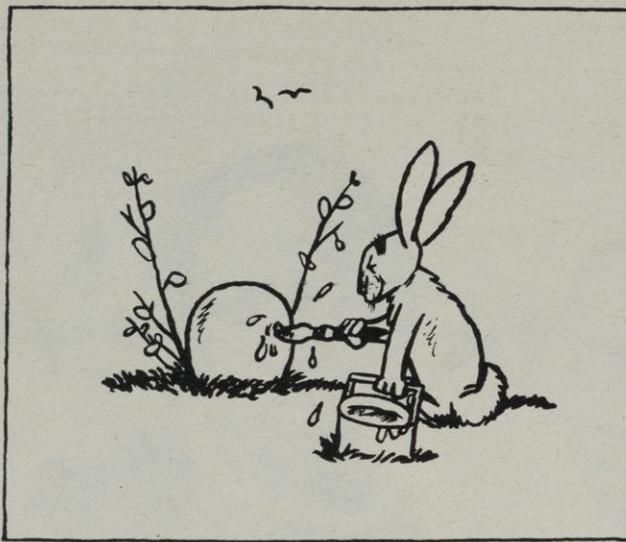
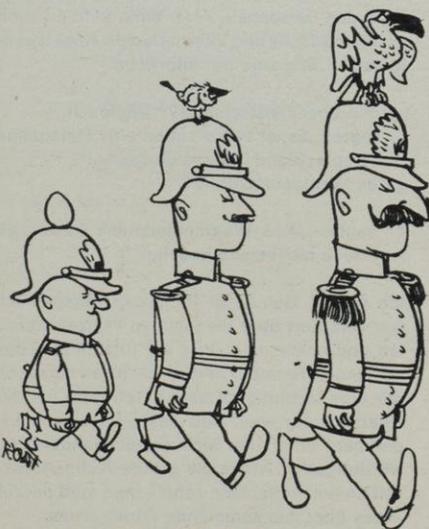
In Band zwölf von Brockhaus' großem Konversationslexikon (Ausgabe 1894) liest man folgende Erklärung für den Osterhasen: „Osterhase, der Hase, der nach dem deutschen Kinderglauben die Ostereier legt; außerhalb Deutschlands weiß man nichts vom Osterhasen.“

Wie gesagt, das ist eine Auffassung von Anno dazumal, heut vermag sie niemand mehr zu überzeugen. Der deutsche Kinderglaube ist den gleichnamigen Schuhen längst entwachsen. Mit dem allen Naturgesetzen hohnsprechenden Märchen vom Eierlegenden Säugetier ist bei unseren wachen Kleinen kein Blumentopf mehr zu gewinnen. Wirft sich bloß die Frag' auf: Wozu, wenn nicht mehr zum Eierleger, ist Häschen dann noch gut? Denn nach wie vor bevölkert das liebe Tier in Schokolade, Zucker oder Marzipan gegossen zur schönen Osterzeit die einschlägigen Fachgeschäfte und bringt den Zuckerbäckern das Ihre ein. Hat man den Osterhasen etwa umgeschult? Man hat.

Seine neue segensreiche Tätigkeit, die unsere Kinder offenbar mehr überzeugt als das naturgesetzwidrige Eierlegen, besteht in Panzerfahren und Kanonenladen. Zur Osterzeit kann man Meister Langohr jeweils aufrecht im Panzerturm stehend oder hinter dem Flakgeschütz kniend und Munition nachschiebend in so manchem Zuckerbäckerschau fenster bewundern. Auf kleinen Pappschildchen steht zu lesen, daß es sich dabei um la Butterhasen handelt, woraus zu entnehmen ist, daß die Hasenausrüstung bei uns auf rein demokratischer Grundlage durchgeführt wird. Nicht Kanonen statt Butter haben die Hasen auf ihr Papier geschrieben, sondern: Kanonen, Panzer und Butter! Dazu kann man nur Mahlzeit sagen!

Nun also wissen wir, womit der Osterhase – nach Meinung der Fabrikanten jedenfalls – in den Augen unserer Kinder heutzutage seine Existenzberechtigung nachweist. Der Hase weiß, wie er zu laufen hat. Er sieht ein, daß auch seine Situation noch nie so ernst war wie gerade jetzt und zieht daraus die Konsequenz. Oder sollte das vielleicht gar nicht der richtige Osterhase gewesen sein, den wir da als Panzerfahrer und Richtschützen in Zucker guß in den Schaufenstern bewundern? Ist das vielleicht nur die Ausgeburt konjunkturbe flissener Herstellergehirne; ein Gespenst, das sich lediglich die äußere Gestalt unseres alten Osterhasen borgt?

Dann freilich wäre es an der Zeit, sich einmal die Hersteller dieser Gespensterhasen näher anzusehen!



Die Entlarvung des Osterhasen

Von Erich Kästner

Ich muß ein geradezu reizendes Kind gewesen sein. Wer mich noch nicht lange genug oder gar nicht kennt, der kann das nicht beurteilen. Denn ich habe mich im Laufe der Jahre ziemlich verändert. Trotzdem soll mich niemand um Fotografien aus jener Zeit bitten, damit er meine damaligen Vorzüge begreife! Nicht etwa, daß solche Fotografien nicht existierten! Aber sie werden mir nicht gerecht; ich bin darauf einfach nicht gut getroffen.

Eher möchte ich schon empfehlen, sich an meine Mutter zu wenden, deren Adresse mitzuteilen ich gern erbötig bin. Ihre Auskünfte, sicher auch die meiner Tante Lina, ferner die weiter zurückreichenden Erinnerungen des Fräulein Haubold aus der Färbereifiliale und der Bäckermeisterin Wirth – um nur einige Kronzeugen meiner Kindheit zu nennen –, kurz, eine imposante Summe des vollsten Vertrauens werter mündlicher Überlieferung wäre recht wohl dazu geeignet, auch den letzten Zweifel gegenüber meiner Behauptung zu entkräften, die ich zu meinem eigenen Bedauern wiederholen will: Ich muß ein geradezu reizendes Kind gewesen sein. Ja, ohne Übertreibung darf ich es aussprechen: Ich werde mir unvergeßlich bleiben...

Wie wundervoll war es doch, das Raunen der Erwachsenen zu kosten, wenn ich anlässlich der öffentlichen Osterprüfungen vor das Katheder trat, um ein Gedicht von Ludwig Uhland zu deklamieren! Wie ergriff mich die Feststellung, daß die Augen des Oberlehrers voller Zärtlichkeit auf mir ruhten, und daß über die Wangen auch der neidischsten Mütter Tränen der Rührung bis zu Erbsengröße rollten!

Offt hat man böse Worte gegen die Musterschüler gesprochen und geschrieben: man hat sehr unrecht daran getan. Mehr sage ich nicht, obwohl gerade ich dazu berufen wäre; denn ich war ein Musterschüler, wie er prächtiger und exemplarischer nicht wieder zur Welt kommen dürfte...

Musterschüler zu sein, ist keineswegs jedem beliebigen zugängliche Aufgabe. Es ist vielmehr ein Talent, dessen Geheimnis darin besteht, den Lehrern nicht nur Freude zu machen, sondern sogar Freude an ihnen zu haben. Wer zweifelt noch daran, daß dies besondere Eignung voraussetzt?

Am liebsten rufe ich Erinnerungen an das erste Schuljahr wach... Denn jener Schritt, mit dem ich über die Schwelle des Klassenzimmers stolperte, daß die Zuckertüte ihre bunte Spitze und ihren süßen Inhalt verlor – jener Schritt bedeutete das Heraustreten des Kindes aus dem engen Kreis der Familie in die Bezirke des öffentlichen Lebens; jener Schritt

galt gewissermaßen der erstmaligen Ausübung staatsbürgerlicher Pflichten.

Ich wage nicht zu behaupten, daß mir damals die ganze Schwere jenes stolpernden Schrittes klar zum Bewußtsein gekommen wäre. Das wohl nicht. Aber im Herzen des zum Bürger geborenen Kindes muß sich dergleichen wohl instinktiv geltend machen, ehe es mit dem Kopfe begriffen wird. So erging es mir. Und ähnlich, wie ich die Bedeutung des Schulbeginns empfand, sollte ich bald auch die der Persönlichkeit nachteiligen Folgen des öffentlichen Lebens spüren.

Der Lehrer meines ersten Schuljahres hieß Bremser. Genauer: Herr Bremser. Ihm verdanke ich wesentliche Förderungen. Sein Name soll mich nicht ungerecht machen. Ohne jede Übertreibung darf ich sogar sagen: Ich habe seitdem nicht mehr allzuviel hinzugelern. Natürlich einzelne Dinge, tausend Zahlen, win-dige Neuigkeiten, das wohl. Doch was ich ihm verdanke, ist weit mehr. Er lehrte mich die Wirklichkeit sehen; er ließ mich wissen, daß nichts ohne Ursachen und Folgen geschieht, und daß die Phantasie ein Organ ist, das weggeschnitten zu werden verdiente, da es doch nichts nützt und, wenn es sich bemerkbar macht, schlimme Erkrankungen hervorruft.

Und das kam so: Die letzte Stunde vor den Osterferien wurde weder mit komplizierten Schreibübungen noch mit einstelligen Rechen-künsten zugebracht, sondern mit improvisierten Darbietungen des Lehrers selber. Eine fraglos schöne alte Sitte. Er ging so weit, daß er uns fragte, was er denn nun erzählen sollte.

Wie ein Magier, der jeden Wunsch zu erfüllen imstande ist, lehnte er mit seiner halbkugel-runden Weste gegen die Bordkante des Katheders und ließ Blicke väterlicher Güte über die kleinen Männer gleiten. Da zuckte es in den vorschriftsmäßig gefalteten Händen, da wurden die arglosen Gesichter nachdenklich, da gingen die wunderlichsten Wünsche und Rätsel hinter den sauber gekämmten Haarschöpfen spazieren.

Herr Bremser war die Geduld in Person. Ermunternd wanderten seine Augen von einem zum andern. Schließlich sagte irgendein Stimmchen: „Etwas vom Osterhasen!“ Dieser Wunsch war, da Ostern vor der Schultüre stand, vollkommen begreiflich. Und ebenso begreiflich war es, daß alle einverstanden waren. Jeder war willens, etwas vom Osterhasen zu hören. Freilich nicht die allgemein bekannte Tatsache vom Legen, Färben und Verstecken der Eier, nein, etwas Apartes! Am liebsten eine kleine spannende Geschichte, in der jener wundervolle Hase die Heldenrolle spielte...

Herr Bremser nickte mit dem Kopf, schwenkte das eine Bein über die Kathederecke, wie er das so zu tun liebte, schaute sinnend in den Schulgarten hinaus, der schon zu grünen anhub, räusperte sich und sagte: „Ja, glaubt ihr denn noch an den Osterhasen?“ Und von dem Bedürfnis hingerissen, Kinderpsychologie experimentell zu betreiben, fuhr er fort: „Also, wer noch an den Osterhasen glaubt, der hebe die Hand!“ Aber niemand hob die Hand... So sicher es war, daß alle an den Osterhasen glaubten, so klar wurde es ihnen plötzlich, daß dieser Glaube ein Zeichen von Dummheit sei. Welcher Mensch aber hat den Mut, sich zu seiner Dummheit zu bekennen? Und gar welches Kind?

Mit einem Male wußten wir alle, daß es keinen Osterhasen gab. Niemand wußte noch, wie sich das Eierlegen sonst erklären lasse. Nun, diesen Bildungsdefekt zu beheben, war das Werk einer kurzen Stunde.

Der radikale Inventurausverkauf unseres Märchenglaubens kam überraschend. Ich kann es nicht leugnen. Und daß ich zu Hause schrecklich geheult habe, und daß meine Mutter sehr geschimpft hat, weiß ich auch noch recht gut. Aber, nicht wahr, was will das besagen, gegenüber der Tatsache, daß man uns an diesem Tage menschenunwürdigen Einbildungen entriß! Nun waren wir doch auf der kerzengeraden Marschroute in den Konfirmationsanzug! Noch ein paar Jahre addieren und dividieren, Bibelsprüche und Gesangbuchverse, Jangtsekiang und Ludwig den Bayern – das war das wenigste...

An jenem Tag ging eine neue Sonne auf und eine alte Welt unter...

Im Ernst: Wenn ich meinem Lehrer noch einmal begegnen sollte – der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach kann er noch gut am Leben sein –, ich würde ihm sagen: „Werter Herr! Sie waren seinerzeit so liebenswürdig, mich etwas plötzlich auf die Wirklichkeit vorzubereiten, als Sie den Osterhasen umbrachten. Beim Fortschritt der Menschheit, an den Sie glauben, das war für mich ein wenig hart. Und wüßte ich, daß Sie noch heute an jenen Fortschritt glauben – ich bin gern bereit, Sie von diesem Märchen zu erlösen. Eine Liebe ist der andern wert.“

Aber er wird mir nicht begegnen. Und das ist eben so gut.

Heute hat sich wohl auch das geändert. Heute sagen schon die Kinder, während sie zur Welt kommen, zu ihren Eltern: „Also, daß ihr es wißt! Die Geschichte mit dem Storch, die könnt ihr euch schenken! Apropos, was haltet ihr vom Darwinismus?“ Ja, der Fortschritt...

Radoruf 1. Mai

Von Walter Bauer

**Ein Wort nur rufe ich
in das Mikrofon, das oft euch, Freunde, zutrug
Gedicht, Musik, Bericht aus aller Welt!
Dieses Wort enthält alle Programme, die uns angehen.
Ich sitze nicht am Tisch, gelassen vorzulesen,
euch zu versetzen in unverbundlich angenehme Teilnahme –
ich beuge mich vor, als wäre so stärker zu hören
Stimme und Wort:
Erster Mai!**

**Ich spüre die feierliche Stille der Welt.
Ich spüre die Wellen wie die Bewegung eines Steinwurfs,
sie umschwingen die Welt,
sie kommen zu dir, dringen an dein Ohr – verstehst du es?
Das ist dein Tag!**

**Alle Tage im Jahr rollen unendlich vorüber
wie im Schacht die Kohlenbahn über uns, die Schatten wirft,
Jahreszeiten gehen mit Grün und wechselndem Licht vorüber –
Aber ein Tag ist im Wagenzug der Tage,
leuchtend voll großer Musik:
Ruhetag der Werkherzen, Weltfeiertag, erster Mai!
Leuchtfeuer im Staub, Boje, die warnt
vor dem seichten Gewässer der Müdigkeit und Erstarrung.**

**Dieser Tag enthält eine neue Jahreszeit,
weil er bedeutet zukünftige Welt!
Er enthält hellen Himmel, mag er geschwärzt sein vom Werk,
weil er bedeutet:
Lichtes Gewölbe der sozialen Gemeinschaft.
Er enthält das Wachstum des Menschen,
weil er bedeutet: Wachstum der Solidarität!**

**Dieser Tag ist ein Stein in der Mauer,
errichtet aus der Arbeit vorangegangener Geschlechter,
eine Blüte am Baum, dessen Früchte einst allen zukommen sollen,
ein Goldkorn in der Hand voll rieselndem Kies.
Noch einmal das Wort!
Wie Musik, wie eine Marseillaise der Kraft in allen Sprachen!
Arbeiter alle, wo ihr auch seid,
Werkstätige über und unter der Haut der Erde –
für euch die Verkündigung des Werkfeiertags!**

**Heizer im Zug –
dein Dampf braust –
Mann im Maschinenraum, es tropft das honiggelbe Öl
auf die Gelenke –
Schall der Hacke, die den Boden aufwirft,
Donner der Maschinen in allen Werken –
alle Laute enthalten das Wort von dem Tag –
diesem Tag –
enthalten die reine Versicherung der Solidarität!**

**Es ist still . . . ich lausche . . . ich sehe euch –
verstreut . . . einzeln . . . in Kolonnen . . .
wie Flüsse rauscht es den großen Plätzen zu –
jeder ein Mensch, ein Freund, ein Kamerad,
jeder ein einzelner und für alle bereit,
nicht zu ermüden im Schutt der Zeit, nicht zu erstarren –
mitzuleben, mitzuarbeiten,
mitzufeiern, Freunde der Welt,
den Feiertag der Arbeit,
von niemanden eingesetzt als den Arbeitern selbst,
mitzugehen – mit allen –
ein Stück voran unter den Trommelschlägen des Herzens!**

Walter Bauer - ein Dichter fern der Heimat

Von Walter Jelen (Toronto)

In seiner kleinen Junggesellenwohnung in Torontos Roxborough Street sitzen wir bei schwarzem Kaffee. Im September 1952 landete Walter Bauer in Kanada – „auf der Suche nach sich selbst“.

Im Jahre 1928 hatte sein Buch „Kameraden, zu euch spreche ich“ Deutschland aufhorchen lassen. Kein Geringerer als Stefan Zweig wird auf den jungen Dichter aufmerksam und setzt sich für den Vierundzwanzigjährigen ein. Der Erfolg bleibt auch seinen anderen Büchern treu, von denen der 1933 bei Bruno Cassirer erschienene Band „Die notwendige Reise“ erwähnt sei. Dann kommt 1933, und der Schatten einer langen Nacht fällt über Deutschland. Wie viele Dichter lockt auch Walter Bauer die Ferne. „Ich fühle mich als Bruder aller Menschen und als Gast aller Völker“, schrieb Victor Hugo einst, und Walter Bauer mag es ähnlich ergangen sein, als er an einem Sommerabend des Jahres 1952 in Kanada landet. Auch hier „ist aller Anfang schwer“.

Der heute Fünfundfünfzigjährige sagt darüber:

„Ein Tischler, Autoschlosser, Zimmermann wissen ungefähr, was sie in dem Lande finden werden, in das sie einwandern. Sie können sich auf das verlassen, was sie gelernt haben. Ich hatte als Schriftsteller gelebt, der Biographien, Romane, Hörspiele und Gedichte schrieb. Ein Schriftsteller ist von der Sprache abhängig. Hätte ich die englische Sprache beherrscht, wäre alles leichter gewesen, wahrscheinlich zu leicht. Aber ich sprach sie nicht einmal . . .“

Doch Walter Bauer lernt die English language – und der Besuch des Kinos hilft ihm seine Aussprache zu verbessern. Klaus Manns Worte fallen mir ein: „Das Vaterland kann man verlieren, aber die Muttersprache ist ein wunderbarer Besitz . . . Ihr Segen ist mit uns, auch in der Ferne.“

In einer großen Schokoladefabrik findet er seinen ersten Arbeitsplatz. Unermüdlich schleppt der Dichter schwere Zuckersäcke heran und füllt die mächtigen Kessel, in denen die „Sweet Marie“ Schokolade fabriziert wird. Andere Arbeitsstellen folgen – schließlich wird er Tellerwäscher. In diesen Stunden entstehen Gedichte von bemerkenswerter Prägung, die – in dem Band „Nachtwachen des Tellerwäschers“ zusammengefaßt – bei Kurt Desch erscheinen. Hier dichtet er:

**„Wir sind fünf Tellerwäscher
Von sechs bis drei,
Und der die Küche auswäscht, bleibt
bis vier.“**

**Dann verschwinden wir wie Nachtvögel
Und suchen das Nest auf . . .“**

In einem anderen Gedicht heißt es:
**„Ich preise das Wasser des Exils,
Das ich mit Heimweh mische,
So schmeckt kein Wasser, das ich
jemals trank . . .“**

Es endet:

**„Ich preise die Liebe des Exils,
Sie gab mir Wasser und Brot, Sprache
und Erde.“**

**Die Sterne wurde hell. Nacht wurde
wieder Nacht.“**

In einer englischen Biographie über Joseph Conrad findet er einen Satz, der ihn inspiriert: „But it was not his nature to remain long discouraged or to rely on others and pity himself without taking action.“ (Doch es war nicht seine Natur, lange entmutigt zu bleiben oder sich auf andere zu verlassen und sich zu bemitleiden, anstatt selbst hart zuzugreifen.) Walter Bauer sagt darüber: „Das scheint mir ein wichtiger Satz für jeden Einwanderer zu sein: nicht lange entmutigt zu bleiben oder sich auf andere zu verlassen und sich selbst zu bemitleiden, ohne zu handeln.“

Dieser Joseph Conrad – er hieß ursprünglich Korzeniowski – wurde einer der ersten Dichter, der in einer fremden Sprache, die er erst als Junge gelernt hatte, Weltruhm erlangte. Wir plaudern über deutsche Dichter, die – fern der Heimat – Werke von bleibendem Wert

schufen. Da war Georg Kaiser, der in Buenos Aires als Beamter der deutsch-überseeischen Elektrizitätsgesellschaft arbeitete, doch nach dem Tagewerk im Hofe des Hauses Calle Malabia 2729 zur Feder griff. Aus jener Zeit stammen die Worte: „Noch heute schreibe ich jedes Werk – nach Deutschland. Denn es bleibt dies notwendig: sich zu entfernen, um tiefer zurückzukehren . . .“

Dann kommt das Wort auf Ferdinand Freiligrath, den Freiheitskämpfer, der vor mehr als hundert Jahren sein Exil in England „als Schlachtfeld“ betrachtete und an einem sonnigen Julitag schrieb:

**„Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt
Und dieses Graseswellen,
Sie hat mit Miltons Haar gespielt,
Des Dichters und Rebellen;
Sie hat geweht mit frischem Hauch
In Cromwells Schlachtstandarten . . .“**

Wieder füllt Walter Bauer die Gläser mit schwarzem Kaffee. Wir aber verlassen in unserer Plauderei die Gefilde Altenglands und kehren nach Toronto zurück.

„Im Sommer 1954“, erzählt der Dichter, „arbeitete ich als Helfer beim Umzug der Universitätsbibliothek in neue Räume. Dabei schrieb ich eine Biographie über den französisch-kanadischen Entdecker und Abenteurer de la Salle – ‚Folge dem Pfeil‘. . . Ich war fünfzig Jahre alt geworden, hatte aber weder Zeit noch Lust, darüber melancholisch zu werden. Nun ging ich, mit gebrechlichem Englisch, zur Universität und fing an ‚Modern Languages and Literature‘ (Deutsch, Französisch, Italienisch) zu studieren, um später, wenn ‚Lady Luck‘ mich nicht verlassen sollte, an einer Universität zu unterrichten. . . Ich glaube kaum, daß ich ‚drüben‘ die Energie und Geduld dazu aufgebracht hätte. Aber es ist eins der Geheimnisse von Kanada, daß es Frische, Schärfe, Mut gibt – den ‚second wind‘. Man kann viel mehr tun, als man glaubt . . .“

Im Sommer 1955 schreibt Walter Bauer „Die langen Reisen“, eine Biographie über Fridtjof Nansen, mit der er an einem Ausschreiben für den neu geschaffenen Albert-Schweitzer-Buchpreis teilnimmt. Der in Merseburg geborene Dichter hält nachdenklich Rückschau und sagt:

„Wie man so sagt: I just took a chance. Ich saß vier Monate, beinahe ohne Geld, von morgens sechs bis Mitternacht an meinem Tisch und schrieb . . .“

Im Dezember erreicht ihn die Nachricht von der Zuerkennung des Albert-Schweitzer-Buchpreises, eine Kunde, die auch in der kanadischen Presse starke Beachtung findet. Im Januar 1956 fliegt der Dichter nach Deutschland, um ihn in Empfang zu nehmen. Nun scheint auch in der neuen Heimat alles ein wenig leichter zu gehen. Walter Bauer graduiert an der Universität von Toronto und wird Instruktor an seiner Alma mater.

Der Chefredakteur der Zeitschrift „Liberty“, der den blauäugigen „German poet“ interviewt, ist von seiner Persönlichkeit beeindruckt. Als das Interview erscheint, endet es mit den Worten: „Die Philosophie dieses Dichters sollte uns überzeugen, daß es ein Irrtum ist, deutsche Neu-Kanadier zu meiden, weil sie Fremde sind, die unsere Feinde waren. Ein Feind – nehmt alles nur in allem – ist zuweilen nichts anderes als ein unbekannter Freund.“

Walter Bauer, der Fünfziger, hat in Kanada Bücher geschrieben, die wohl lange unvergessen bleiben werden. Er sagt darüber: „Als ich ‚drüben‘ war, sehnte ich mich zurück . . . Ich entbehrte den hallenden, mehrstimmigen Schrei der kanadischen Züge, der die Weite und Einsamkeit, vor allem aber die Größe und Frische dieses kontinenthaften Landes ausdrückt, unvergeßlich für jeden, der diesen Ton einmal hörte. Und der mir wie jedem zuruft: Faß zu! Du kannst mehr tun, als du glaubst. Go ahead!“

Scheener Herr aus Daitschland...

Drei Abende am Fernsehschirm

Fotos: Westdeutscher Rundfunk



Der Krieg gegen Polen hat begonnen. Terror und Hunger sind über das Land gekommen.

Wenn der Mörder in Uniform die Hand hebt...

... fallen die Schüsse auf die wehrlose jüdische Bevölkerung



In dem Häuschen, das wir gemietet hatten, um vierzehn Tage die Vorfrühlingssonne und die gute Luft des hohen Schwarzwaldes zu genießen, stand auch ein Fernsehempfänger. Die Hausbesitzerin erklärte uns, wie man das Bild und wie man den Ton einstellt. Wir bedankten uns höflich, dachten aber im stillen: „Der Himmel bewahre uns davor, diese Verblödungsmaschine je anzurühren!“ Aber eines Abends, nach der dritten Schachpartie, taten wir es doch. Eigentlich wollten wir nur den Wetterbericht hören. Dann wurde angekündigt, drei prominente Journalisten würden über das Berliner Kulturleben berichten, und das hielt uns fest. Aber nicht lange. Zwar berichteten die Prominenten überaus geistreich – sie bemühten sich wenigstens –, doch es ist eben etwas anderes, ob man geistreiche Leute nur hört oder zugleich auch sieht. „Schreibe, Schreiber, erscheine nicht!“ habe ich frei nach Goethe formuliert und schnell abgeschaltet.

An einem anderen Abend gerieten wir, auch via Nachrichten und Wetterbericht, in einen vergnügten Abend. Den machte so einer, der mit Tatatah auftritt und Stimmungskanone genannt wird. Sieben Minuten haben wir ihn ertragen, dann waren wir bei dem Thema, daß die Menschen nicht nur mit wenig Verstand regiert, sondern sogar amüsiert werden können. Was vielleicht noch schlimmer ist.

Nach diesem zweiten Reifall habe ich den Apparat von 20.30 Uhr ab unter Tabu gestellt. Nun haben die Frauen von heute bekanntlich keinen Respekt mehr vor von Männern verhängten Tabus, und so geschah es denn, daß ich ein paar Tage später mitten in der Sperrzeit eilig ins Fernsehzimmer gerufen wurde. Das müsse ich sehen, sagte meine Frau, und sie hatte recht. Das mußte ich wirklich sehen. Da stand ein kleines jüdisches Mädchen im Halbdunkel vor einem deutschen Soldaten und sagte: „Scheener Herr aus Daitschland!“ und noch irgendein Wort, das der Soldat nicht verstand. Und danach kamen Kerle mit Armbinden und Gummiknüppeln und prügeln auf das Kind los. Später sah ich einen mageren jüdischen Jungen, der stand vor einer deutschen Feldküche und sah mit traurigen Augen zu, wie polnische Kinder etwas zu essen bekamen. Der Junge erschien dann noch einmal. Da marschierte er in einem riesig langen Zug, der immer ein paar Schritte weiterging und dann wieder hielt. Und vorn, wo die Spitze des Zuges war, standen Uniformierte mit Maschinenpistolen, und wenn ein Offizier, der mit der Zigarette im Mund da saß, die Hand hob, dann legten sie die Pistolen an und schossen hinter in die Grube, in die vorher ein Schub Menschen aus dem Zug hineingestoßen worden war. Und endlos war der Zug und unaufhörlich das monotone Tackern. Die Menschen

mit dem gelben Stern auf der Brust hielten sich an der Hand und waren stumm, und der kleine jüdische Junge schaute einmal zu dem Offizier mit der Zigarette im Mund und danach zu dem Soldaten hin, der ihm damals an der Feldküche ein Stück Brot und eine Büchse Wurst geschenkt hatte. Und dann wurde er mit den andern nach vorn geschoben.

Ob das alles wahr sei, fragte mich eine Zwanzigjährige, die mit uns war. Ich hätte sonst etwas darum gegeben, wenn ich hätte sagen können, das sei nur ein Roman, eine erdachte Geschichte, erzählt von Hans Scholz unter dem Titel „Am grünen Strand der Spree“. Aber ich mußte an die Prozesse in Ulm und anderswo denken, wo alles das, was hier auf der Mattscheibe erschien, Wort für Wort in der Beweisaufnahme festgestellt wurde, und so konnte ich dem Mädchen nur sagen, daß es leider die Wahrheit sei. Ob wir das damals gewußt hätten, wollte sie weiter wissen. Auch da hätte ich gern nein gesagt, aber das wäre eine Lüge gewesen. Wir haben es gewußt. Wir haben gesehen, wie die Juden mit kleinen Köfferchen in der Hand in die Viehwagen verladen wurden, und es hat genug Urlauber aus Polen gegeben, die teils mit böser Genugtuung, teils mit verlegenem Gesicht von dem Grauenhaften erzählten.

„Und ihr konntet gegen so etwas nichts tun?“ wollte die unbarmherzige Zwanzigjährige schließlich wissen. Was sollte ich ihr darauf antworten, ich, einer der Generation, die verantwortlich ist für das, was vor 1933 und danach geschehen ist? Ich wage nicht zu sagen, ob wir damals, als die Vernichtungsmaschine rollte, noch etwas hätten tun können, aber ich weiß, was wir heute zu tun haben. Wir, die wir damals so oder so dabei waren, wir haben denen, die zwanzig oder fünfzehn oder fünf- undzwanzig Jahre alt sind, zu sagen, wie es war. Wir müssen ihnen die Wahrheit sagen, die ganze furchtbare Wahrheit, und wir müssen es so ehrlich und so schonungslos tun, wie es da auf dem Fernsehschirm geschehen ist. Der Mann, der Hans Scholzens Roman ins Bild übersetzt hat, der Regisseur Fritz Umgelter, sei bedankt dafür, daß er den Mut zu dieser Wahrheit hatte. Er hat gezeigt, daß man auf dem Fernsehschirm die Wahrheit so sagen kann, wie nirgendwo sonst. In der Bilderzählung auf dem Fernsehschirm hat die Epik der Zeit eine Aussagekraft gefunden, die schlechterdings nicht zu übertreffen ist. Man soll sie nutzen!

Cato

Von fünf schwiegen drei



Der Briefträger aus dem Schwarzwald

Sogar das Fräulein vom Amt war im Bilde: „Georg Thoma, ist das nicht der Briefträger aus Hinterzarten, der bei den Olympischen Winterspielen in Squaw Valley die Goldmedaille in der Nordischen Kombination gewann?“ Er ist es.

Und mit dem wir, um seinen Besuch anzukündigen, auch telefonierten. Aus der Hörmuschel ertönte ein ärgerliches Zischen, wenn wir erläutern wollten, wer denn Georg Thoma sei. So berühmt ist er geworden. Wer? Der Briefträger? Nein, der Olympiasieger. Als Briefträger siegt man nicht; man schleppt eine schwere Zustelltasche mit sich herum, besteigt im Laufe eines durchschnittlich langen Lebens mehrere Male den Mount Everest und gewinnt doch niemals eine Goldmedaille. Da müssen denn alle Briefträger ein wenig dankbar sein, daß einer der ihnen die Monotonie des Alltags durchbrochen hat. Mag der Beruf dadurch auch nicht attraktiver geworden sein, so ist er doch für kurze Zeit der unpersönlichen Atmosphäre eines ehrbaren Standes entronnen. Ein Hauch des Außergewöhnlichen umgibt ihn, der zu gedanklichen Kombinationen verleitet, die meistens falsch sind. Ein Mann, der auf seinem Zustellgang täglich dreißig Kilometer zurücklegt, ist doch geradezu für den Schilanglauf prädestiniert. So ähnlich sagt man wohl. Ein Mythos ist schnell geboren heutzutage. Wenn der Bergmann Müller in einem Fußballspiel drei Tore schießt, dann machen die Rundfunksprecher flugs einen „kanonierenden Knapen“ aus ihm.

Am 25. März weilte Georg Thoma als Gast des Hauptvorstandes der Deutschen Postgewerkschaft in Frankfurt am Main. Im modisch geschnittenen dunkelgrauen Anzug glich der Sportler jenen sympathischen Jünglingen, die seit Samuel Beckett auf „Godot“ warten oder auf die Apokalyptischen Reiter oder auf ein gänzlich unverständliches Trompetensolo von Miles Davis oder auf irgend etwas, das irgendwann einmal eintreffen wird.

Aber der Schein trügt. Das „Jörgle“ ist ein Bursche aus dem Schwarzwald, dessen Na-

türlichkeit so ausgeprägt ist, daß sie uns Großstädtern wahre Rätsel aufgibt. Zu seinem blonden Haarschopf, dessen reizvoll geordnetes Durcheinander einen Twen vor Neid erblassen und sofort den Friseur wechseln ließe, bemerkte er: „Schrecklich, es wächst immerzu.“ Und die Reporterin des Hessischen Rundfunks, die ihn im Hause der Postgewerkschaft für den Zeitfunk interviewte, mußte sich von ihm sagen lassen, daß ihm „das ganze zum Halse raushängt“.

Richtig gefreut aber hat er sich, als ihm Carl Stenger, der Erste Vorsitzende der Deutschen Postgewerkschaft, die Geschenke seiner Berufsorganisation überreichte: ein Paket mit Lehrbüchern, die seinen beruflichen Aufstieg erleichtern sollen, und einen Geschenkgutschein für einen siebentägigen Aufenthalt in Rom während der Olympischen Sommerspiele. Die Postgewerkschaft hatte sich vorher vom Deutschen Sportbund bestätigen lassen, daß diese Geschenke nicht gegen die Amateurbestimmungen verstoßen.

Denn Georg Thoma will bei der Bundespost bleiben. Er wird Briefe zustellen, sich auf die Prüfung für den einfachen Postdienst vorbereiten und nebenbei trainieren. Das gilt für den Sommer. Im Winter ist's umgekehrt. Während der Pressekonferenz, die wir für ihn veranstalteten, fragte ihn ein Reporter, wann er zum erstenmal von einer Schanze gesprungen sei. „Mit fünf Jahren“, sagte er. Georg Thoma hat noch drei Brüder und drei Schwestern. Sie laufen alle Ski. Der Vater ist Schilehrer. Der älteste Bruder ist ebenfalls Postfacharbeiter und, wie Georg, Mitglied der Deutschen Postgewerkschaft.

Fünfmal hintereinander, von 1953 bis 1957, wurde Thoma Deutscher Meister in der Nordischen Kombination der Jugendklasse. 1958, 1959 und 1960 gewann er die Nordische Kombination der Senioren. Er ist heute 22 Jahre alt. Natürlich hat er nicht mit der Goldenen Medaille in Squaw Valley gerechnet. Seine Konkurrenten waren hoch favorisiert. Vor allen Dingen aber: bei den Olympischen Winterspielen hatte bisher noch niemals ein Mittel-

Fotos: Kanne/Scherzer

europäer in der Nordischen Kombination gesiegt.

Georg Thoma war der erste.

Beim Mittagessen in einem Frankfurter Hotel stellte der Konditor einen Schispringer aus Schokolade, der von einer weißen Butterkremschance sprang, auf den Tisch. Nach zwei Stunden schmolzen diesem wackeren Sportler die Erretter weg. Kopfüber stürzte er die Schanze hinunter. Genauso also, wie es einem Georg Thoma niemals ergehen würde.

„Nicht wahr, Jörgle?“

„Niemals“, sagte er.

Werner Spanehl

Thoma beim Sprung von der Schanze



Was hier erzählt werden muß, ist nicht erdacht, sondern leider erlebt worden. Es handelt sich also nicht um eine Geschichte, sondern um ein Gespräch, das am Mittwoch, dem 27. Januar 1960, im Atelierbetrieb einer Filmgesellschaft wirklich stattgefunden hat. Es hätte genauso an einem andern Tag in den Räumen irgendeines andern Betriebes stattfinden können. Das Gespräch ist ein Befund, ein Beweis dafür, wie viele unserer bundesbürgerlichen Staatsgenossen sich zu verhalten pflegen, wenn das „Tuschelthema“ von heute, die Juden in Deutschland, irgendwo durchgehelt wird, weil ein paar Gesinnungsrowdies sich vor Polizei und Presse sicher glauben.

Es geschah folgendes: Man hatte die Morgenzeitung gelesen (man, das heißt, vier Männer und eine Frau). Man unterhielt sich über die Meldung, daß ein Taxifahrer wegen Beleidigung eines jüdischen Fahrgastes vor das Gericht zitiert worden war. „Dich hat man vergessen zu vergasen!“ war der fast schon obligatorische Satz des Taxifahrers gewesen. Ein solcher Fall war von der Zeitung beschrieben und von den „Kumpels“ der Film-Dekorationsabteilung gelesen worden. Und nun der Kommentar eines etwa 24jährigen Wirtschaftswunderknaben, der nicht nur seine ersten Ansätze zur Korpulenz, sondern auch seine eigene Meinung zeigen wollte. Wörtlich: „Man sollte überhaupt mit Juden nicht erst lange reden, sondern so einem gleich ein paar in die Fresse hauen, dann können sie uns gar nicht erst verklagen!“ Und weiter – zu einem Dekorationsjüngelchen der gleichen geistigen Branche (der selbstverständlich auch „dafür“ war, dank seiner gründlichen Cowboyfilm-Vorbildung): „Diese Juden wollen sich hier bei uns nur an der Wiedergutmachung gesund stoßen. Die, die damals wirklich dran waren, sind ja sowieso schon lang genug tot.“ Erstaunlich, daß er überhaupt zugab, irgendwelche Juden wären einmal „dran“ gewesen. Noch erstaunlicher und beschämender allerdings, daß weder eine Dekorationsnäherin noch zwei andere Dekorateure, die notgedrungen zu Zeugen dieser antisemitischen Zweimann-Kundgebung wurden, sich veranlaßt fühlten, sofort etwas dazu zu sagen. Fühlten sie – empfanden sie denn etwa so wenig Abscheu dabei, daß es nicht einmal zu einer Zurechtweisung reichte? Doch. Einer der Dekorateure (er erzählte später diese „Geschichte“ eines Frühstückspausengesprächs hinter den Kulissen des Filmbetriebs) bekam so etwas wie ein schlechtes Gewissen: „Irgend was war nicht ganz richtig dabei“, bekannte er.

Mehr als nur „nicht ganz richtig“ ist es, daß hier und dort, bei allen möglichen Gelegenheiten, ähnliche Gespräche geführt werden. Rabauken geben ihren Kommentar zu Ereignissen, die uns beschämen sollten, und wir andern hören uns diesen Kommentar des Hasses kommentarlos mit an. Das ist der Befund, der Beweis für eine Tatsache, die gar nicht so selten passiert, wie es uns oftmals weismacht werden soll.

Wenn das aber geschehen kann, dann kann auch geschehen, daß wir „offiziell“ einen großen „Versöhnungsfilm“ ablaufen lassen, während die „Hintergrundbewegung“ der Kulissenbauer die Prüfelempfehlung des Bundeskanzlers auf ihre Art befolgt und uns das deutsche Gegenwartsszenarium nicht nur mit Hakenkreuzen, sondern auch noch mit den dazugehörigen Kinnhaken dekoriert.

Albert Thomsen

Jazz an einem Sommerabend

Fotos: UFA

Lieben sie Jazz? Lieben sie gute Fotografie? Lieben sie gute Filme? Wenn ja, so gehen sie in den Film „Jazz an einem Sommerabend“, der der beste Jazzfilm ist und darüber hinaus ein Filmkunstwerk. In jedem Jahr veranstaltet der Amerikaner George Wein in dem kleinen Ort Newport, Rhode Island, USA, ein Jazz-Festival. Von dem Festival 1958 ist nun unter der Regie von Bert Stein ein Film gedreht worden, der kein eigentlicher Spielfilm, sondern ein Dokumentarfilm ist. Aber was für einer. Ein Rausch von Farben und Tönen schlägt den Zuschauer in seinen Bann und entläßt denjenigen, der nur selten Jazz hört, mit der Erkenntnis, daß Jazz mehr als nur Lärm ist, wie viele Menschen glauben.

Die Darsteller dieses Films sind fünfzig der berühmtesten amerikanischen Jazz-Musiker der „ersten Garnitur“, darunter das Jimmy Giuffre-Trio, Thelonious Monk (Piano), Henry Grimes (Baß), Sonny Stitt (Saxophon), Sal Salvador (Gitarre), das Gerry-Mulligan-Quartett, das Chico-Hamilton-Quintett, Louis Armstrong, Jack Teagarden und Gesangstars wie Anita O'Day, Dinah Washington, Mahalia Jackson und Big Maybelle.

Die Regie- und Kameraarbeit hat es verstanden, die Gesamtatmosphäre des Festivals in großartiger Weise einzufangen. Der Filmbesucher erlebt den Zauber der kleinen Stadt mit ihren charakteristischen Landhäuschen, die außer dem exklusiven Urlaubsbetrieb das ganze Jahr die Unruhe kaum kennt. Er erlebt das Erwachen des kleinen Ortes aus seiner Verträumtheit bis zum Mittelpunkt eines erregenden Betriebes, wenn Tausende von Besuchern mit Schiffen, Autos, Flugzeugen und der Bahn ankommen.

Jimmy Giuffre eröffnet den musikalischen Reigen mit dem Stück „Train the river“ und Mahalia Jackson beschließt die musikalischen Darbietungen mit dem Spiritual „Lords prayer“ („Vater unser“). Vielleicht hat man etwas zu oft die musikalischen Ausschnitte mit Abschweifungen der Kamera vom Ort der Handlung zu koppeln versucht. So sieht man einmal eine vor Newport stattfindende Segelregatta, spielende Kinder, eine Hausparty, bei der wohl allerhand Flüssigkeit die Kehlen herunterrann, Wasser- und Welleneffekte; das ist im Foto hervorragend gelöst, aber nicht immer passen die Bilder zur musikalischen und rhythmischen Konzeption des Jazz. Aber das sind nur kleine Schönheitsfehler. Mittelpunkt ist stets die Musik, die sich eindringlich auf den Gesichtern der Zuhörer widerspiegelt. Herrliche Schnappschüsse von Gesichtern jeglicher Altersstufe, von Kindern, enthusiastischen Fans, Liebespaaren, kritischen Beobachtern und Urlaubern. Ein Kaleidoskop der Verschiedenheiten. Sehr angenehm fällt auf, daß die deutsche Kommentierung sich auf ein Minimum beschränkt hat.

Alles in allem: nicht nur die Jazz- und Foto-freunde sollten den Film sehen, sondern auch die, die dieser Form der Musik befremdet oder gar ablehnend gegenüberstehen – und nicht zuletzt die, die gern einen schönen und guten Film sehen wollen.

Hans Lossau



Jimmy Giuffres Spielweise gilt in Jazz-Kreisen als einer der modernen Vorstöße in die Klassizistik von heute

Der Jazz wirkt mit einer ungeheuren Suggestivkraft auf seine Zuhörer



Dinah Washington ist zur Zeit neben Ella Fitzgerald die berühmteste Jazz-Sängerin Amerikas





Duett der guten Laune. Louis Armstrong und Jack Teagarden sind alte Freunde (oben)

Wenn in letzter Zeit ein Saxophonist besonderer Eigenart eine außergewöhnliche Popularität erlangen konnte, so ist dies Gerry Mulligan. Er hat sich trotz seiner Jugend in die erste Reihe der Großen eingereiht (links)

Senny Stitt gehört heute zu den besten Saxophonisten des Bebop, einer der progressiven Richtungen des Jazz (rechts)

Frömmigkeit und ursprüngliche Vitalität sind die Stärken der bekannten Blues-Sängerin Mahalia Jackson (unten)



Bessere Filme

Bekanntlich lockt das Fernsehen immer mehr Leute aus den Kinossesseln vor die Bildschirme, zumal meist nur mittelmäßige Filme laufen. (In der Bundesrepublik verringerte sich die Zahl der Kinobesucher von 1957 bis 1959 von 812 Millionen auf 650 Millionen.) Folglich floß immer weniger Geld in die Kinokassen. Die Gewinne wurden zu gering. So entschloß man sich, billigere Filme herzustellen. Die Chefs der deutschen Produktions- und Verleihfirmen trafen zusammen und entschieden über einen Gagenstop, der bei den betroffenen Filmschauspielern Empörung auslöste. Der Gagenstop ist aber keine Lösung. Unser Rat: Stellanspruchsvollere Filme her.

Wie berechtigt unser Rat ist, zeigen einige Tatsachen. Der Film „Hunde, wollt ihr ewig leben?“, der in drei Pariser Kinos läuft, hatte in der ersten Woche bereits 46 000 Besucher. „Wir Wunderkinder“ erhielt als beste ausländische Komödie den Golden Globe. Verleiher dieses beliebten Preises ist der Verband ausländischer Zeitungsleute in Hollywood.

Statistik

Laut Statistik verdient die Bundespost an den Autogrammwünschen der Filmfans monatlich 21 000 DM. Den Postkartenverlagen bringt der Verkauf der Starfotos 60 000 DM im Monat ein, während die Papierindustrie an den Briefumschlägen nur 6000 DM verdient.

Unfälle

Warum passieren mehr Autounfälle als Eisenbahnunglücke?

Brigitte Bardot wußte eine Antwort: „Haben Sie schon mal gesehen, daß ein Lokomotivführer den Arm um seinen HEIZER legt?“

Unerwartet

Sie erinnern sich sicher an die Notiz über den Film „La Dolce Vita“. Dieser Film, der soviel Staub aufwirbelte, zeigt in interessanten Szenen das römische Nachtleben. Da stöhnte der Regisseur Federico Fellini: „Da produziert man so ein ernstes Filmwerk und steckt alles an Fähigkeit hinein – und das Ergebnis: eine Zunahme des Fremdenverkehrs.“

Talent und Kurven

Arthur Miller über seine Gattin Marilyn Monroe: „Meine Frau versteht alles, worüber ich mit ihr spreche. Manchmal ist sie mir sogar ein wenig voraus. Ich wünsche nur, die Leute würden mehr Notiz von ihrem Talent und weniger von ihren Kurven nehmen.“

Unterricht

Ein Filmsternchen meinte, während es an diejenigen ihrer Kolleginnen dachte, die versuchen, durch Skandale hochzukommen: „Ich will nicht aufsteigen, indem ich sinke!“ Wie sehr sie damit recht hat, zeigt der Fall Karin Baal. Nach ihrem Debüt in „Die Halbstarke“ gab es in ihrem Leben eine Krise. Es hieß sogar, sie hätte sich das Leben nehmen wollen. Danach tat Karin das, was sie vorher nicht gemacht hatte, sie nahm Schauspielunterricht. Jetzt hat sie glänzende Kritiken für ihre Rolle in „Der Jugendrichter“.

Der kleine Unterschied

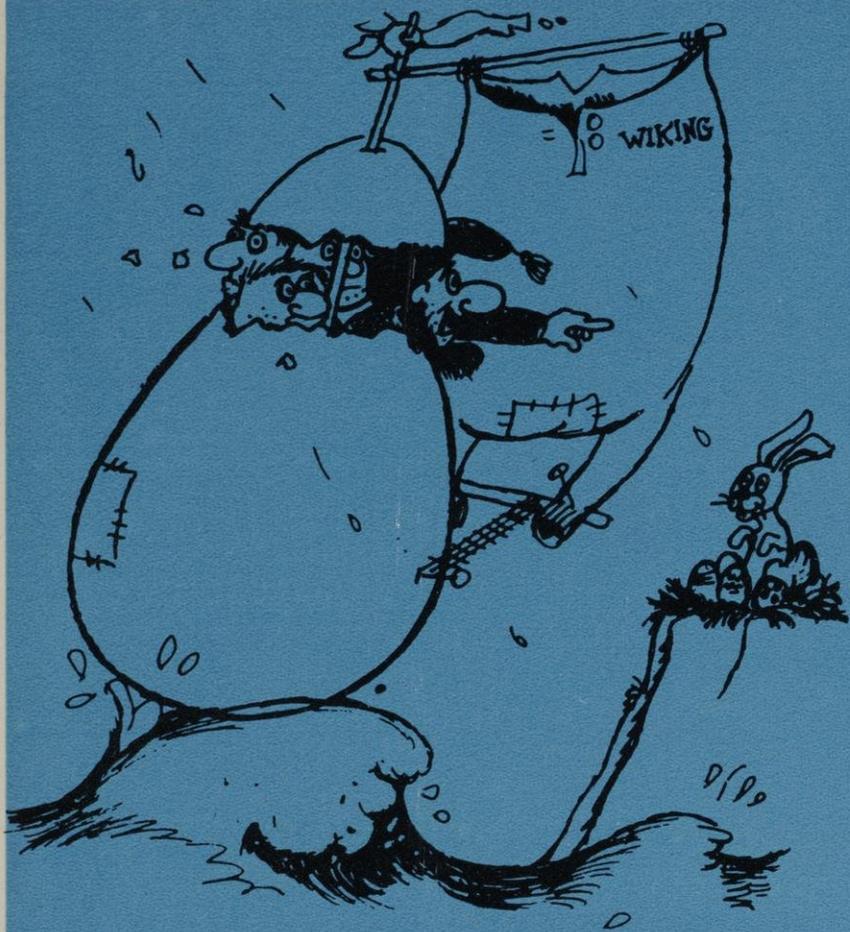
William Holden will sich vom Film zurückziehen. Er wird sich in der Schweiz niederlassen. Kürzlich teilte er Hollywood in zwei Gesellschaftsklassen. Zur einen zählt er diejenigen, die einen Swimmingpool besitzen, und zur anderen die, die sich kaum über Wasser halten können.

Untersuchung

Wußten Sie schon, daß sich jetzt vor Abschluß eines Vertrages ein Filmschauspieler erst von einem Versicherungsarzt untersuchen lassen muß. Die Filmverleihe sind jetzt vorsichtiger geworden, da in letzter Zeit so viele noch verhältnismäßig junge Filmstars gestorben sind.

Viel Geld

Die 20th Century Fox gab jetzt bekannt, daß die Produktionskosten für alle Filme, die 1960 aufgeführt werden, 60 Millionen Dollar, also rund 250 Millionen DM kosten.

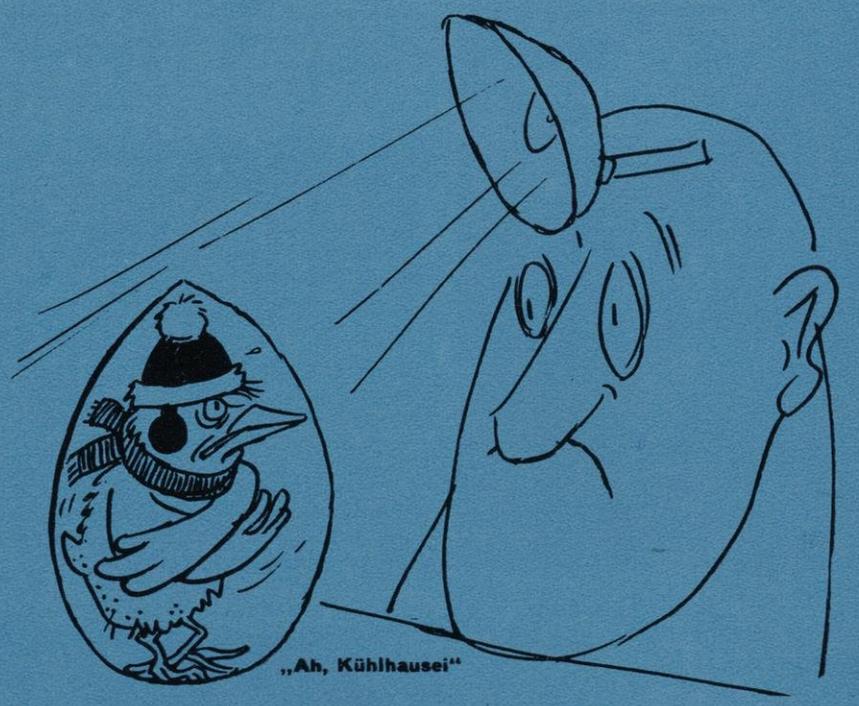
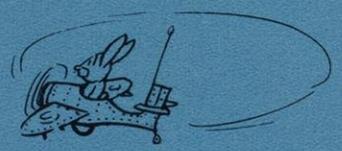


„Die Osterinseln sind nahe, wir sind gerettet!“



Fröhliche Ostern

Von Arnold Faust



„Ah, Kühlhausei!“



„Schnell zwanzig Ameiseneier für eine Liliputanerfamilie mit vielen Kindern“